

# WELTENPORTAL

NR. 1

06/2021



Weltenportal:  
ISSN 2748-9574 (Print)  
ISSN 2748-9582 (Online)

## VORWORT

### *Wer braucht heute noch eine Literaturzeitschrift?*

Eine Frage, die ich mir bei der Konzeption und Vorbereitung des *Weltenportal* immer wieder gestellt habe. Die Liebhaber von Kurzgeschichten werden über das ganze Jahr mit einer Flut an Anthologien jeder Sparte überversorgt. Wenn es kostenlos sein soll, offerieren Portale wie Wattpadd, Sweek oder diverse Foren Textmengen für Jahre – von dem Angebot eines gewissen Shoppinggiganten aus Übersee ganz zu schweigen. Für Buchbesprechungen haben Leseratten abseits des Feuilletons oder Magazinen längst Kanäle auf Facebook, YouTube oder Instagram für sich entdeckt.

Eine Literaturzeitschrift, die noch dazu nur halbjährlich erscheint, wirkt angesichts der Flut von Anthologien und der Vielzahl digitaler Möglichkeiten im ersten Augenblick nicht nur unnötig, sondern auch wie ein Relikt vergangener Tage.

Doch mit dem *Weltenportal* habe ich es mir gar nicht zur Aufgabe gemacht, in einen Konkurrenzkampf zu ziehen oder neue Medien abzulehnen. Ich glaube jedoch, dass sich manche Leserinnen und Leser außerhalb eng gesteckter Themen-Anthologien, Webseiten und digitaler Plattformen ab und zu immer noch gerne mit einer anregenden, sorgsam zusammengestellten Zeitschrift zurückziehen. Es ist auch meine Hoffnung, dass die Inhalte in diesem Rahmen vielleicht intensiver genossen werden, als es auf einer Webseite oder im schnell dahinfließenden Social-Media-Feed der Fall wäre.

Ich bedanke mich bei allen Beitragsleistenden, die dem Magazin zum Start verholfen haben und wünsche viel Vergnügen mit den Geschichten, Artikeln und Buchbesprechungen der ersten Ausgabe.

**Christoph Grimm**

---

## IMPRESSUM

**Weltenportal, Nr. 1, Onlineausgabe, Juni 2021**

**ISSN Druckausgabe: 2748-9574**

**ISSN Onlineausgabe: 2748-9582**

**Herausgegeben von:**

Christoph Grimm

Speyerer Str. 8

69242 Mühlhausen

weltenportal@christophgrimm.com

<http://tinyurl.com/weltenportal>

**Satz/Layout/Korrektorat:** Christoph Grimm

**Lektorat Stories:** Christine Jurasek

**Cover:** Detlef Klewer, [www.kritzelkunst.de](http://www.kritzelkunst.de)

**Druck:**

WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstr. 7

71522 Backnang

**Mitwirkende dieser Ausgabe:** Jörg Fuchs Alameda, Manuel Otto Bendrin, Petra Berger, Peter Biro, Janina Bittmann, Anna Eichenbach, Anja Hänel, Jana Hoffhenke, Christin Mai, Stefan Lammers, Sarah Lutter, Nele Sickel, Vaire J. Variz, Annie Waye, Melanie Werner, Ralf Zacharias.

Alle Grafiken, Illustrationen und Fotos unterliegen dem Copyright der jeweils darauf Abgebildeten bzw. Erstellern, sofern nicht anders gekennzeichnet. Die Cover unterliegen dem Copyright der entsprechenden Verlage und Label bzw. der jeweiligen Künstler. Das Urheberrecht der Gesamtausgabe liegt bei Christoph Grimm; das Urheberrecht der einzelnen Texte liegt bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren. Nachdruck, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung, Mikroverfilmung, Auswertung durch Datenbanken oder die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, ganz oder auszugsweise, wird ausdrücklich untersagt

**Stories**

- 4 Geburt | *Nele Sichel*  
9 Die Tri-Aringer-Spiele | *Jörg Fuchs Alameda*  
17 Die Kündigung | *Anja Hänel*  
24 Silberklang | *Anna Eichenbach*  
29 Tyragar | *Vaire J. Variz*  
42 Edition 9 | *Stefan Lammers*  
46 Es ist nicht leicht, der Böse zu sein |  
*Manuel Otto Bendrin*  
54 Ausserordentliche Plenarsitzung des  
Geziefers vom Labrador | *Peter Biro*

**Magazin**

- 2 Vorwort / Impressum  
58 BWL für Autoren: Buchmarketing |  
*Annie Waye*  
61 Über G.O.T.T. und die Welt: Im  
Gespräch mit Sebastian Schaefer  
64 Von Prinzessinnen und Vulkanen: Im  
Gespräch mit Christina Hiemer  
66 Harte Klänge in der Märchenwelt: Im  
Gespräch mit Ulli Perhonen  
83 Neuerscheinungen  
84 Mitwirkende dieser Ausgabe

**Rezensionen**

- 68 Hope Springs Eternal  
68 G.O.T.T.  
69 The Second Princess: Vulkanherz  
70 Unsere Freunde von Epsilon Eridani  
70 Die Ring-Chroniken (Trilogie)  
71 Die Sprache der Blumen  
72 Geschichten aus dem Keller  
72 Sand und Klinge  
73 Das Zylinderkabinett  
74 Immergrün: Aufbruch  
75 Das Schattentor  
76 Was Preema nicht weiß  
76 Waypoint FiftyNine  
77 EVA: Herrschaft  
77 Game on, Navalee  
78 Fast menschlich  
79 Grauschwinge  
80 Königsfeuer  
82 Thron aus Sturm und Sternen (1)

---

ANZEIGE



## GEBURT NELE SICKEL

„*Uuund* - das ist Nummer zwölf.“ Captain Varsa lächelte zufrieden.

Von ihrem Platz am Rande der engen Raumschiffbrücke aus beobachtete Schiffsingenieurin Ca'sirr, wie die Kapitänin ihre feingliedrige Gestalt streckte und ein paar Schritte nach vorn machte. Kurz spiegelte sie das Lächeln ihrer Vorgesetzten, dann wanderte ihr Blick zurück zum Hauptschirm. Und zu dem metallenen Objekt, das dort inmitten eines dichten, orangebraunen Nebelfeldes abgebildet war.

„Meine Damen und Herren, wir haben es geschafft“, verkündete Varsa und verschränkte ihre dreifingrigen Hände ineinander. „Alle Gravitationsverstärker sind in Position. Operation *Geburtshilfe* steht kurz vor ihrem Abschluss.“ Sie ließ ihre Worte eine Sekunde lang wirken, dann verteilte sie die Aufgaben. Von überall aus dem orangen Nebel der Schiffsatmosphäre erklangen Bestätigungen.

Zuletzt wandte Varsa sich an Ca'sirr. „Wie lange haben wir noch?“

Die Ingenieurin betrachtete ihr Kontrollpult und streckte einen ihrer langen, fast spinnenartigen Arme nach der Schaltfläche für die Zeitanzeige aus. Gleich darauf flackerte der Countdown auf und Ca'sirr las vor: „Vierunddreißig Minuten bis zum Autostart.“

Sie hob den Kopf. Captain Varsas Silhouette im Nebel gestikulierte knappe Zustimmung.

Vierunddreißig Minuten. In vierunddreißig Minuten würden die zwölf Gravitationsverstärker ihre Arbeit beginnen und dafür sorgen, dass sich Vren I – der Himmelskörper, in dessen Inneren sie sich gegenwärtig befanden – ungewöhnlich schnell zusammenziehen würde. Endlich. Der letzte Schritt eines lang geplanten Experiments. Schon seit Wochen waren Raumschiffe hier ein- und ausgeflogen. Deutlich größere Raumschiffe als das von Captain Varsa. Sie hatten komprimiertes Gas in den Himmelskörper geleitet und so seine Masse angereichert.

Zu Beginn war Vren I ein Brauner Zwerg gewesen – irgendetwas zwischen einem Planeten und einer Sonne. Eine riesige Gasansammlung, aber immer noch nicht riesig genug, als dass es für die Fusion aus Helium und Wasserstoff gereicht hätte, die einen Stern zu einem Stern machte. Mit den Gastransporten hatten

sie das nun geändert. Der kritische Wert war überschritten und Vren I würde ein Stern werden.

An diesem Punkt ging es nicht mehr um das *Ob*, nur noch um das *Wann*. Allerdings hatte niemand Lust, jahrhundertlang abzuwarten, bis die Gravitation das Gas auf natürlichem Wege weit genug komprimiert hätte, um die nötigen Temperaturen zu erzeugen. An dieser Stelle kamen die Gravitationsverstärker ins Spiel. Captain Varsa und ihre Crew würden dem Stern zu einer Sturzgeburt verhelfen.

„Das Netzwerk ist online“, meldete Kommunikationsoffizier Arenn von links.

„Die Verbindungen sehen gut aus“, bestätigte Ca'sirr. „Nein, Moment.“ Sie zog die Schultern hoch und runzelte die Stirn. „Da stimmt etwas nicht. Nummer elf reagiert nicht. Er scheint sich nicht bei den anderen eingeklinkt zu haben.“

„Scheiße!“, entfuhr es Varsa. „Können Sie es von hier aus regeln?“

Ca'sirr schüttelte den Kopf. „Nicht ohne dass das Ding im Netzwerk ist. Das muss von Hand erledigt werden.“

Varsa fluchte erneut, sammelte sich aber sofort. „Dann haben Sie sich soeben freiwillig dafür gemeldet, Ca'sirr. Gehen Sie in den Hangar und machen Sie sich schleunigst spazierfertig. Arenn, Sie koordinieren das.“ Ihr Blick wanderte weiter nach hinten zum Piloten. „Rhinn, bringen Sie uns so nah wie möglich an Nummer elf ran. Wir haben maximal zwanzig Minuten, um das hinzukriegen. Ich muss keinem von Ihnen sagen, was auf dem Spiel steht. Legen Sie los!“

In einer einzigen fließenden Bewegung stand Ca'sirr auf und eilte von der Brücke. Man musste ihr in der Tat nicht sagen, was auf dem Spiel stand. Wenn sich einer der Gravitationsverstärker nicht mit den anderen synchronisieren ließ, würde er abdriften, das Kräfteverhältnis innerhalb von Vren I so aus dem Gleichgewicht bringen und zu viel Gas entweichen lassen. Gab auch nur einer der Verstärker den Geist auf, wären das gesamte Experiment gescheitert, all die Ressourcen und all die Jahre der Planung dahin. Und das war noch das angenehmere Szenario. Arbeiteten sie zu langsam, würde die verstärkte Gravitation einsetzen, ehe sie das Weite gesucht hatten, und sie alle zerquetschen. Grandiose Aussichten, wirklich. Ca'sirr lief schneller.

Sie erreichte den Hangar und hastete hinein. Leere empfing sie. Der Raum hatte nichts außer den Verstärkern beherbergt, die nun draußen im All schwebten. Mit drei großen Schritten lief Ca'sirr zu einer Luke in der Wandverkleidung und öffnete sie. Dahinter lagerte alles, was sie für einen spontanen Weltraumspaziergang benötigte.

Zuerst schnappte sie sich den Raumanzug. Sie hob ihn aus dem Ausrüstungsfach, breitete ihn vor sich aus und kontrollierte ihn routiniert. Dann stieg sie hinein. Der Anzug war steif und schwer. Eng umschloss er ihre Beine und Arme. Bewegungsfreiheit ermöglichten ihr lediglich die acht eingearbeiteten Gelenke in Ellenbogen- und Kniehöhe. Ca'sirr verfügte über zwei Ellenbogen je Arm und zwei Knie je Bein. Das verlieh ihnen Gliedmaßen eine geradezu schwindelerregende Länge. Ihr gestauchter Schädel, kahl und von graublauer Farbe, verschwand unter einem Helm mit transparentem Visier.

„Bist du bereit?“, drang Arenns Stimme durch das in den Helm eingebaute Kommunikationsrelais an ihr Ohr.

„Gleich. Der Nebeltank fehlt noch.“ Sie griff wieder in das Ausrüstungsfach und zog die rucksackähnliche Konstruktion hervor. Auch hier ein kurzer Kontrollblick, dann schulterte sie sie und verband sie über einen Schlauch mit ihrem Helm. Der habitale Nebel, das orange Gemisch aus Stickstoff, Neon und Schwefel, das auch durch das gesamte Schiff trieb, wurde aus dem Tank auf ihrem Rücken in das Innere ihres Helmes geleitet. „Es kann losgehen.“

„Gut, wir sind gleich da. Halt dich schon mal fest.“

Ca'sirr verschloss die Ausrüstungsnische und begab sich zu den Hangar-Toren. Dort hatte man in weiser Voraussicht mehrere Griffe angebracht. Über eine Schaltfläche an ihrem Arm aktivierte Ca'Sirr die magnetische Ladung ihrer Stiefel, dann packte sie die Griffe mit beiden Händen. „So. Noch fester kann ich mich nicht halten. Wann geht es los?“

Arenns Lachen hallte durch den Kommunikationskanal. „Du kannst es kaum erwarten, im Nichts zu schweben, hm?“

„Kaum“, echote Ca'sirr sarkastisch. „Besonders, weil ich Schuld bin, wenn das hier schiefgeht.“

Ein dumpfes Grollen zeigte an, dass die Hangar-Tore dabei waren, sich zu öffnen.

„Das stimmt allerdings. Also jammere nicht, leg los!“

Die Tore glitten auf. Selbst durch den Anzug hindurch spürte Ca'sirr den Sog des Vakuums. Laut zischend entwich die Atmosphäre. Mit ihr wirbelte der dichte habitale Nebel aus dem Hangar heraus und wurde von Vren I förmlich verschluckt.

Erst nach einer Weile klang der Sog ab. Ca'sirr ließ los, entmagnetisierte ihre Stiefel. Dann stieß sie sich ab und glitt nach draußen.

Farblich änderte sich kaum etwas. Auch Vren I sah von oben betrachtet orange aus, obwohl seine Atmosphäre sich aus ganz anderen Stoffen zusammensetzte als der habitale Nebel auf dem Schiff. Für Ca'sirr fühlte es sich an, als schwebte sie durch den Himmel ihres Heimatplaneten. „Unglaublich“, wisperte sie.

„Das ist es bestimmt“, antwortete die Stimme in ihrem Helm beinahe eifersüchtig. „Aber denk dran, du hast andere Probleme. Nummer elf ist zehn Meter links über dir.“

Sie wandte den Kopf und schaute in die angegebene Richtung. „Ich sehe ihn. Wirkt hier draußen irgendwie kleiner als im Hangar ...“

Über die Schaltfläche an ihrem Arm aktivierte sie die Manövrierdüsen des Raumanzuges und ließ sich in Richtung des dunklen Metallzylinders transportieren, der still im All schwebte. Dabei seufzte sie. „Ohne den Stress wäre das hier ja sicher sehr nett ... Aber so? Wehe, es lohnt sich am Ende nicht.“

„Du meinst, abgesehen davon, dass wir göttergleich eine Sonne erschaffen und dann dabei auch noch zusehen dürfen?“

Die Frage brachte Ca'sirr zum Schmunzeln, aber ihr Ton blieb trotzig.

„Ja.“ Sie erreichte den Rand des störrischen Gravitationsverstärkers und hielt sich daran fest. „Für all die Arbeit sollte wenigstens noch ein Planetensystem drin sein. Und zwar ein bewohntes.“

Aus der Nähe wirkte der Gravitationsverstärker deutlich beeindruckender. Er war ein gutes Stück größer als Ca'sirr und nahm ihr gesamtes Blickfeld ein. An einigen Stellen hoben sich Sprossen aus der sonst glatten Außenwand des Geräts ab. Daran zog sich Ca'Sirr nun entlang.

„Du glaubst also daran, dass wir nicht allein im Universum sind?“, fragte Arenn mit einer Belustigung in der Stimme, die seine Neugierde mehr schlecht als recht verbarg.

„Wer weiß. Jedenfalls werden wir es hier- nach nicht mehr sein.“ Ca’sirr grinste. Sie er- reichte das gesuchte Kontrollterminal und ver- harrte. „Ich bin da.“

„Okay, wie sieht es aus?“

Sie klinkte sich mit einem von mehreren Ha- ken, die ihr Raumanzug bereithielt, an den Sprossen ein und widmete sich den Gerätekon- trollen. Einige Minuten vergingen in kon- zentriertem Schweigen. Arenn sagte nichts, aber Ca’sirr spürte förmlich, wie er auf der Brü- cke ungeduldig mit den langen Fingern zuckte.

„Es ist definitiv kein Softwareproblem“, ver- kündete sie schließlich. „Das Programm funkti- oniert einwandfrei. Es versucht fortwährend, eine Verbindung zu Zehn und Zwölf aufzubauen, aber das Signal kommt nicht durch. Ich tip- pe auf ein Problem mit dem Sender.“

Arenn schien diese Informationen mit Cap- tain Varsa zu besprechen, denn es dauerte ein paar Sekunden, ehe er antwortete. „*In Ordnung, sieh dir das an. Hoffen wir, du behältst Recht, für einen zweiten Tipp haben wir nämlich keine Zeit. Du hast zehn Minuten.*“

„Ich liebe die entspannte Arbeitsatmosphäre, die du verbreitest.“

Alle Nerven zum Zerreißen gespannt löste Ca’Sirr den Haken von den Sprossen und be- gann, sich auf die andere Seite des Verstärkers zu hangeln.

„*Da bist du nicht allein. Na gut, anderes Thema ... Was meinst du? Bekommen wir hier in ein paar tausend Jahren einen zweiten orangen Planeten? Fremdes Leben und all das?*“

„Nicht unbedingt. Also einen Planeten, ja, aber wieso sollte er orange sein?“

„*Und du schimpfst dich Wissenschaftlerin.*“ Arenn lachte.

„Ich schimpfe nicht, ich lobe. – Trotzdem bin ich für etwas Abwechslung. Wie wäre es mit blau und grün?“

„*Blau? Sei nicht albern, wo soll denn da der Schwefel hin? Keine Schwefelverbindung ist blau.*“

„Wer sagt, dass es welchen gibt?“

„*Du! Du wolltest doch eine bewohnte Welt. Die kriegst du nur mit habitalem Nebel. Und der ist? Na? Na? Immer noch orange, meine Liebe.*“

„Und du bist fantasielos. Wieso muss alles ...“ Ca’sirr schrak zusammen. Da war der Sender. Und etwa dreißig Zentimeter davon entfernt klaffte ein rußschwarzes Loch.

„Verdammte Scheiße!“

„*Sind dir die Argumente ausgegangen?*“

„Hier hat es einen Zusammenstoß gegeben. Irgendein Steinchen muss in Nummer elf hin- eingerast sein. Es hat ein ziemlich beeindru- ckendes Loch reingebohrt.“

„*Scheiße!*“

„Meine Rede.“

„*Kannst du es kitten?*“

„Das werden wir gleich sehen.“

Ca’sirr hatte sich an die Einschlagstelle her- angezogen und erneut in den Sprossen einge- hakt. Nun leuchtete sie mit ihrer Helmlampe in das Loch hinein.

Die Außenhülle des Gravitationsverstärkers hatte den Großteil des Einschlags abgefangen. Der Krater maß etwa zwei Zentimeter an der breitesten Stelle und ging kaum drei Zentime- ter tief. Um ihn herum und in seinem Inneren war alles geschwärzt, aber Ca’sirr kannte sich gut genug mit diesen Geräten aus, dass der neue Anstrich sie nicht lange irritierte.

„Ein paar Leitungen sind zerfetzt“, meldete sie. „Wieso das Backup nicht angesprungen ist, kann ich nicht sagen, aber es sind einfache Drähte, dafür habe ich ausreichend Ersatz da- bei. Ich kann es reparieren.“

„*Dann fang endlich an! Acht Minuten.*“

Ca’sirr stöhnte gereizt. „Arenn, du weißt, ich kann so nicht arbeiten.“ Wie zum Beweis wur- den ihre Bewegungen fahriger und sie brauchte etliche unnötige Sekunden, ehe sie Drähte und Schweißgerät aus den Taschen ihres Rauman- zuges befreit hatte.

„*Schon gut, schon gut.*“ Wenigstens klang er schuldbewusst.

Ca’sirr legte den ersten Draht an die zerfetz- ten Enden seines Vorgängers.

„*Also ein blauer Planet, ja?*“

„Blau und grün“, korrigierte Ca’sirr geistes- abwesend.

Sie setzte das Schweißgerät an und verband den Draht mit einem der abgerissenen Enden. Ihre Hände wurden ruhiger.

„*Wie stelle ich mir das vor? Irgendwelche atmo- sphärischen Partikel, die die Farbwahrnehmung ändern?*“

Ca’sirr schüttelte den Kopf, während sie den Draht auch auf der anderen Seite festschweißte. „Du lässt den Nebel ganz weg. Schwefel und Neon auch.“ Sie machte sich an den nächsten Draht. „Hast du noch nie darüber nachgedacht, wie beschränkt diese Vorstellungen sind? Wir können uns mit der Idee anfreunden, dass Aliens drei Köpfe und vier Beine haben. Aber wehe, sie

leben nicht auf einer Welt, die so ist wie die unsere. Das ist doch schlicht bescheuert.“

„Nicht wirklich. Es mussten alle Umstände stimmen, um das Leben auf unserem Planeten zu ermöglichen ...“

„Wer sagt, dass es so war? Wer sagt, dass die Welt zufälligerweise zu den Lebewesen gepasst hat? Und nicht die Lebewesen sind wie sie sind, um zur Welt zu passen?“

„Geeenau.“ Arenn zog das Wort künstlich in die Länge. „Für einen Laien nette Theorie, aber für dich? Hörst du dir eigentlich hin und wieder zu?“

„Nein, das ist heute definitiv dein Job. Ich repariere in der Zwischenzeit diesen Blecheimer und rette uns damit allen den Arsch ... Mit den Drähten bin ich fertig und decke das Ganze jetzt ab. Hoffen wir, das reicht, um den Temperaturen standzuhalten, die hier bald herrschen werden.“

Schweres Ausatmen drang von der anderen Seite der Leitung. Ca'sirr zog eine dünne, aber widerstandsfähige Metallplatte aus der Tasche an ihrer Hüfte und legte sie über die Einschlagstelle. Wieder setzte sie das Schweißgerät an.

„Drei Minuten.“

Ihre Hand zuckte angespannt. Hitze drang durch den Anzug bis zu ihren Fingerspitzen. „Aua!“ Sie fuhr zusammen. Dann starrte sie erschrocken auf ihre Hand. Dort an den Fingerspitzen hatte das Schweißgerät die Oberfläche des Raumanzuges soeben mit der Metallplatte verbunden. Nun war die Zeit definitiv mehr als nur ein bisschen knapp.

„Was ist los? Alles okay bei dir?“

„Nein! Ich hab dir gesagt, du sollst mich nicht stressen. Jetzt halt die Klappe und lass mich arbeiten!“

Stille. Ca'sirr versuchte, nicht daran zu denken, was mit ihr geschehen würde, wenn der Countdown ablief und das Schiff ohne sie abfliegen musste. Mit zitternder Hand holte sie den Metallschneider aus der Tasche und begann, sich loszumachen. Sie musste langsam arbeiten, um nicht erneut ihre Hand zu treffen. Ein Loch in ihrem Raumanzug - und alles wäre vorbei.

Millimeter für Millimeter durchschnitt die Klinge die Oberfläche. Ca'sirrs Herzen rasten. Die Sekunden auch.

„Eine Minute. Du musst jetzt sofort zurückkommen!“

Begleitet von einem reißenden Geräusch und einem Schwall der Erleichterung löste sich

Ca'sirrs Hand von der metallenen Oberfläche. Sie steckte den Schneider weg und nahm erneut das Schweißgerät zur Hand. Mit großem Schwung fuhr sie damit über die frisch angebrachte Platte – unsicher, ob sie wirklich alle Kanten befestigt hatte, aber sicher, dass ohnehin eine kleine Öffnung zurückgeblieben war, dort, wo sie ihre Finger befreit hatte. Das war nicht gut, aber sie konnte es nicht mehr ändern. Nur hoffen, dass es keine fatalen Folgen haben würde.

„Ich bin fertig und auf dem Weg.“ Während sie sprach, löste Ca'sirr den Haken von den Sprossen und hangelte sich zurück in eine Position, von der aus sie das Schiff sehen konnte.

Es lag näher als zuvor. Rhinn musste den Wahnsinn unternommen haben, auf fünf oder vier Meter heranzukommen. Dankbar für diese ausgemachte Dummheit stieß Ca'sirr sich ab, schaltete die Manövrierdüsen ihres Raumanzuges ein und schnellte dem Hangar entgegen.

Das Schiff in ihrem Blickfeld wuchs sprunghaft an. Gleichzeitig rückten die Hangar-Tore bedrohlich näher zusammen, drohten, sie zu rammen, und verschluckten sie schließlich regelrecht. Direkt hinter ihr schlugen sie donnernd zusammen.

In derselben Sekunde beschleunigte das Schiff ruckartig.

Das und der Umstand, dass sie noch immer schwebte, führten dazu, dass Ca'sirr schmerzhaft gegen eine der Wände geschleudert wurde. Irgendetwas in ihrem Körper knackte.

Atmosphäre und künstliche Schwerkraft setzten wieder ein und ließen sie schwer zu Boden stürzen.

Einen Augenblick lang blieb sie benommen liegen. Dann realisierte sie, dass sie noch atmete und begann zu lachen, während Schock und Erleichterung zur selben Zeit auf sie eindrangten und den Schmerz betäubten.

Ohne es richtig zu merken, schälte sie sich aus dem Raumanzug und begab sich zur Brücke. Dort waren alle Augen auf den Hauptschirm gerichtet. Sein schematisches Bild zeigte, wie das Schiff aus Vren I austrat und sich davon entfernte. Mit leisen, humpelnden Schritten kam Ca'sirr näher. Die anderen machten ihr Platz, stellten aber für den Moment keine Fragen. Das war gut. Es gab ihr Zeit, sich zu überlegen, was sie ihnen erzählen wollte. Die Wahrheit jedenfalls nicht. Wenn alles klappte, brauchten sie es nicht zu erfahren. Und falls es

schiefiging, konnten sie ohnehin nichts mehr dagegen unternehmen. Wozu also mehr Ärger riskieren als notwendig?

Sobald das Schiff eine sichere Entfernung erreicht hatte, brachte Rhinn es zum Stehen. Gerade noch rechtzeitig, denn der Autostart der Gravitationsverstärker setzte keine halbe Minute später ein.

Ein kollektives Aufatmen ging durch die Runde. Arenn bestätigte, dass das Netzwerk zwischen den Gravitationsverstärkern hielt, und schaltete den Stream der Heckkamera auf den Hauptschirm. Dann schwiegen sie wieder. Sie schwiegen und beobachteten, wie Vren I sich mit atemberaubender Geschwindigkeit

zusammenzog. Einige Minuten lang geschah sonst nichts.

„Ein blauer Planet, hm?“, fragte Arenn schließlich in die Stille hinein.

Ca'sirr nickte. „Blau und belebt. Kohlenstoff, Sauerstoff, stell dir das Verrückteste vor, das dir einfällt. Irgendwann wird es hier entstehen. Nur unseretwegen.“

Ein Funke auf dem Bildschirm hielt Arenn von einer Antwort ab. Eine kleine Explosion im Inneren des Protosterns, gefolgt von etlichen weiteren. Ca'sirr hielt den Atem an. Das Flackern wurde zu einem brennenden Leuchten, das Vren I schon bald ganz einnahm. Mit stummem Knall barst der neue Stern ins Leben.

~ ~ ~

---

ANZEIGE

## Nachbarn (Nele Sickel)

**Die Erde im Jahr 2320. Giftige Luft und verheerende Stürme haben die Menschheit unter gläserne Kuppeln getrieben. Im Gedränge der Stadt sucht die siebzehnjährige Bren ihre Schwester Cay. Dabei hört sie Gerüchte von Entführungen, einem mysteriösen Club und uralten Legenden. Bren schenkt ihnen keine Beachtung. Doch dann taucht Cay wieder auf – und sie ist nicht mehr dieselbe.**

*Talawah Verlag, 2021, TB, 260 Seiten, 13,90 €  
ISBN: 978-3-947550-487*

*Auch als E-Book erhältlich*



© Talawah Verlag



## DIE TRI-ARINGER-SPIELE JÖRG FUCHS ALAMEDA

*Du musst keine Gedanken lesen, um zu vertrauen.  
Du musst nicht perfekt sein, um geliebt zu werden.  
Du musst nicht siegen, um zu gewinnen.  
Dabei sein ist alles!*

### Das Interview

„Da steht sie, Josefine Klein. Nur ein paar einfache Metallgitter trennen das Mädchen von den Arinorossen in den Boxen.“

Dokaru vom Aringer-TV lief rückwärts auf mich zu, gefolgt von einem Kameramann, dessen Licht mich blendete. „Es ist eine Sensation. In wenigen Minuten wird zum ersten Mal ein Mensch an den härtesten Wettkämpfen der Sieben-Welten-Gemeinschaft teilnehmen.“

Eigentlich war es ihnen verboten, die Stallungen zu betreten. Das durften nur die Reiter. Und selbst diese wagten sich erst kurz vor dem Start hinunter, da Arinorosse sehr empfindlich waren. Eine hektische Bewegung und ein lautes Geräusch reichten völlig aus, um die Wut eines gegnerischen Tieres auf sich zu ziehen.

„Und zum ersten Mal werden die Spiele auf Neu-Terra ausgetragen. In dieser wunderschönen, eigens dafür erbauten Arena“, verkündete der Reporter in einer Lautstärke, die mich wundern ließ, dass die Rosse so ruhig blieben. Er beugte sich zu mir hinunter und drückte mir ein Mikro auf den Mund. „Josefine Klein, wie fühlen Sie sich?“

„Wie ein Sieger!“ Ich machte einen Ausfallschritt und hielt die Fäuste vor mein Gesicht. Dann drehte ich die vordere Hand, öffnete sie und winkte in die Kamera. „Ich grüße Mama, Papa, die William-Sure-Schule, Tom, Emma und alle Planeten und Tiere.“

„Haben Sie denn keine Angst? Immerhin hat Morpedes mit seinem Ross Bruteus letztes Jahr einen Jattaniner fast zu Tode gequetscht. Und auch der zweifache Champion Baridonai und sein Bulle Baridonum haben so manchem Gegner auf die Krankenstation verholten.“

„Falls die beiden dicht genug an mich herankommen ...“ Ich ließ mir Zeit beim

Sprechen, zog die Nase hoch und spukte auf den Boden, so wie Papa es mir beim Training zur psychologischen Kriegsführung gezeigt hatte. „... können sie gerne mal an Möhres Furz schnuppern. Außer seinem Hinterteil werden die Jungs nämlich nicht viel von uns sehen.“

In Wirklichkeit schlotterten mir die Knie und das Lampenfieber kribbelte wie Ameisen in mir. Mit dreizehn Jahren gehörte ich keineswegs in eine Arena, erst recht nicht in einen Wettkampf mit höher entwickelten Aliens. Meine Mitstreiter waren zwar kaum älter als ich, zählten aber in ihren Spezies beinahe schon zu den Erwachsenen. Die Aringer, die Pilantoner, die Jattaniner, die Ekkulaner, die Wasiluten, die Aspertuten, sie alle waren größer als ich, was mir den Wettkampfnamen „Klein“ beschert hatte. Ihre Arme und Beine maßen eine ganze Elle mehr als meine. Das verschaffte ihnen einen Vorteil, da wir uns ohne Sattel und Zaumzeug an den dicken Hälsen unserer Tiere festhalten mussten. Ekkulaner konnten sich sogar mit ihren Milliarden feinsten Härchen, die ihnen am ganzen Körper wuchsen, an der glatten Haut der Rosse festsaugen. Doch der größte Trumpf der anderen sechs Völker war die Telepathie. Sie kommunizierten mit ihren Arinorossen über Gedankenbilder. Dazu genügte ein kurzer Augenkontakt. Menschen hatten diese Fähigkeit noch nie besessen. Menschen schützten sich mit speziellen Brillen vor den Blicken der Telepathen.

„Wie machen Sie das?“, fragte Dokaru und legte seine Stirn in Falten. „Die meisten Rosse sind so aggressiv, dass nicht einmal die begabtesten Mentalisten sie permanent kontrollieren können. Wie kann da ein Mensch, und noch dazu ein so kurz geratener, ein solches Tier zähmen?“

Verschwörerisch deutete ich mit zwei Fingern auf sein Gesicht. „Wer braucht schon sprechende Augen, wenn man eine ordentliche Harke daheim hat?“ Ich krümmte die zwei Finger und ließ sie in der Luft kreisen. „Jeden Morgen, wenn meine Möhre alle Viere von sich streckt, kratze ich seinen Bauch damit.“

Der Reporter lachte. Er zweifelte merklich am Wahrheitsgehalt meiner Ausführungen. Bevor er weiterbohren konnte, versuchte ich es wissenschaftlich: „Arinorosse stammen von Nilpferden und Nashörnern ab, die vor dreitausend Jahren gemeinsam mit meinen

Vorfahren auf der Erde hausten. Vielleicht verbindet uns etwas Ur ...“

„Da muss ich widersprechen“, unterbrach er mich, „die Forschungsarbeiten vor dem Endknall der Erde konnten diese Abstammungstheorie nie eindeutig beweisen. Ich habe meine Hausaufgaben gemacht. Bitte, wir alle brennen auf Ihr Erfolgsrezept! Wie gelingt die Dressur ohne Telepathie?“

„Hunger ist schlimmer als Heimweh. Und ich habe eben das leckerste Rossfutter!“, antwortete ich schnippisch. Hätte ich ihm besser erklären sollen, was Vertrauen bedeutet? Ein schwieriges Wort für jemanden, der gewohnt war, Gedanken zu lesen. Nur gut, dass ich meine schützende Brille auf hatte.

„Erstaunlich. Dabei hat Ihre Möhre noch nicht einmal eine Ahnentafel. Und keiner der uns bekannten Züchter hat jemals solche körperlichen Merkmale gesehen.“

Ich wusste genau, worauf er abzielte. Reinrassige hatten drei graue Mittelhörner, schwarze Panzerhaut, einen Schwanz, der bis zum Boden reichte, und gelbe Augen. Meine Möhre besaß aber vier Mittelhörner, wobei das oberste orange war und ihm seinen Namen gab. Außerdem waren sein rechtes Vorderbein und sein Bauch weißgefleckt, seine Augen so grün wie meine und sein Schwanz nicht vorhanden. Die anderen Reiter hielten mein Ross für eine abartige Laune der Evolution. Dasselbe dachten sie auch über Menschen. Erst nach sehr demütigenden Verhandlungen hatte das Aringer-Sportgericht entschieden, dass wir an den Spielen teilnehmen dürften, wenn Neu-Terra die Arena stellen würde. Niemand der anderen sechs Völker hatte ernsthaft damit gerechnet, dass Menschen tatsächlich eine Arena für ein Mädchen und ihr stammbaumloses Arinoross bauen würden.

„Stimmt das Gerücht, dass Möhre ein wildes Ross ist?“, fragte Dokaru weiter.

„Mindestens einen Züchter muss es geben, der seine körperlichen Merkmale kennt.“ Ich setzte eine Pause und legte einen bösen Blick auf. Alle Zuschauer sollten an meinen Lippen kleben und endlich die Wahrheit erfahren. „Denn ein zugeschnürter Sack ist wohl kaum der natürliche Lebensraum von wilden Tieren. Ich fand ihn im Wald. Er war so winzig und abgemagert, dass ich ihn nach Hause tragen konnte. Beinahe wäre er ...“

Dokaru unterbrach mich erneut: „Und heute ist er mit fünf Metern Länge, drei Metern Breite und zwei Metern Höhe der größte Bulle im Wettkampf.“

Die Tiere wurden unruhig. Kurz darauf hörte ich ein hektisches Klappern. Die anderen Reiter stiegen die Metalltreppe in den Stall hinab. Als der Reporter sich umdrehte, um sich in eine gute Position für weitere Interviews zu bringen, geriet er zu nah an die Box von Bruteus dem Zerquetscher. Das Ross rammte das Gitter. Erschrocken wich Dokaru zurück. Immer wieder bohrten sich die gewaltigen Hörner zwischen die Stäbe und verformten allmählich das Metall.

„Beruhigt ihn doch!“, rief ich den Telepathen zu, die sich nach und nach im Eingangsbereich versammelten. „Bitte, redet mit ihm! Er verletzt sich noch.“ Sie schüttelten nur die Köpfe. Niemand wollte vor dem Wettkampf riskieren, den Zorn des Zerquetschers auf sich zu ziehen. Einer der Platzwarte trat mit einem Betäubungsgewehr in den Gang.

Ich schritt auf Bruteus zu. „Ruhig, mein Großer! Sonst werden sie dich schlafen legen.“

Der Gigant stampfte ein paar Mal mit den Hinterläufen und starrte in meine Augen, um Gedankenbilder zu empfangen. Damit konnte ich nicht dienen. Stattdessen wühlte ich eine getrocknete Karambole aus meiner Hosentasche und streckte sie durch das Gitter. Seine Nüstern waren so groß, dass meine ganze Hand darin hätte verschwinden können. Er schnupperte vorsichtig an der Frucht. Sein heißer Atem kitzelte auf meiner Haut.

In diesem Moment riss mich Morpedes an den Haaren von der Box weg. „Was ist das? Gift?“, keifte er und presste mich gegen eine Wand. „Los, zeig deine Hände!“

„Kaktus gefrühstückt?“ Ich rammte ihm mein Knie in den Schritt. Sofort krümmte er sich, jedoch ohne seinen Griff zu lockern.

„Weiter filmen!“, flüsterte Dokaru seinem Kollegen zu.

Wasiluten hatten gute Ohren. Morpedes blickte zur Kamera. Er ließ von mir ab. „Dich zermalme ich!“, zischte er und ballte die Faust. Dann kletterte er die Leiter der Box hinauf und sprang auf Bruteus Rücken.

Auch die anderen Jungen stiegen an den Boxen hoch und hüpfen auf ihre Rosse. Ich dagegen zwängte mich durch die Futterluke am Boden. Noch bevor ich auf die Beine kam, legte

Möhre seine Schnauze auf meinen Bauch und schnaubte so kräftig, dass meine Locken aus dem Gesicht flogen. „Wir spielen später. Versprochen!“, flüsterte ich und klopfte dreimal auf seinen Hals. Sofort ließ er mich aufstehen. Er senkte den Kopf noch tiefer und ich stieg zwischen die Mittelhörner auf seine Stirn. Mit einem ruckartigen Nicken schleuderte er mich in die Luft. Gekonnt landete ich auf seinem Rücken. Die Boxen öffneten sich zur Arena hin. Mein Herz trommelte wilder als jemals zuvor.

### **Das Zehn-Kilometer-Stoßrennen**

Gemächlich stapften die Rosse nach draußen. Auf den Rängen entbrannte ein Toben und Jubeln, als Morpedes mit Bruteus ins Sonnenlicht trat. Noch feuriger waren die Fangesänge, als Baridonai mit Baridonum seinen Stall verließ.

Möhre wollte nicht nach draußen. Ich auch nicht. Was hatte ich mir nur dabei gedacht? „Heimspiel! Außerdem bist du viel stärker!“, versuchte ich, uns Mut zu machen, und kraulte ihn zwischen den Hörnern an den weichen Stellen am Kopf. Jedes andere Ross hätte seinen Reiter sofort abgeworfen, doch Möhre beruhigte es. Endlich bewegte er sich.

Als das Publikum uns erblickte, buhten sie uns aus. Auf der Tribüne konnte man bloß vereinzelt Menschen sehen, obwohl wir auf Neu-Terra waren. Am meisten ärgerte mich dabei, dass die Aringer nicht einmal versucht hatten, den Betrug bei der Ticketvergabe zu vertuschen. Trotz der Demos, trotz der neuen Gesetze, trotz des Bundes der sieben Völker, die Diskriminierung der Menschen war noch immer allgegenwärtig. Wir waren unerwünscht.

Vor Aufregung setzte Möhre einen riesigen Haufen auf den frisch gemähten Wettkampfrasen. Der Gestank ließ die Buhrufe augenblicklich verstummen. Aringer und Jattaniner verzogen ihre sensiblen Nasen. Wasiluten und Aspertuten besaßen keinen Geruchssinn und fingen an zu lachen.

„Gut gemacht, Möhrchen! Denen zeigen wir es heute!“

Dokaru saß auf einer Empore und kommentierte: „Die Spiele haben begonnen. Liebe Weltenbürger, was für ein Gerangel. Die Rosse drängeln sich vor das enge Tor der Arena. Ein

Nadelöhr für die dicken Tiere. Sie müssen sich dadurch zwingen, um den äußeren Laufparcours zu erreichen.

Au, das hat sicher wehgetan! Ein Ekkulaner konnte sein Bein nicht rechtzeitig wegziehen. Hatte sich wohl zu früh am Ross festgesaugt.

Wer stößt hier wen? Die Punktevergabe wird harte Arbeit für die Kampfrichter. Baridonai ist als Erster draußen. Morpedes steckt noch mitten im Getümmel.

Was ist das? Josefina scheint Probleme zu haben. Ihre Möhre trabt in Richtung Stallungen zurück. Wohl doch kein Sport für schwache Menschen.

Morpedes hat sich freigekämpft. Er blockiert den Ausgang. Keiner traut sich an seinem Bruteus vorbei. Warum rennt er nicht los? Baridonai ist fast am Ziel. Und Morpedes wartet einfach ab. Da ist wohl noch eine Rechnung offen.

Möhre fängt an zu galoppieren. Er wird immer schneller. Er rast auf die Kampfzone zu. Brems Josefina! Warum bremsst sie nicht? Den Aufprall überlebt die Kleine nicht. Nein! Du ahnst es nicht! Sie springen! Fünfzehn Tonnen fliegen über die Herde hinweg. Möhre landet direkt vor dem Tor.

Ich kann die Erschütterung noch spüren.

Die Arena brennt. Was ist hier los? Morpedes macht sich auf den Weg ...“

Morpedes schlug mit der rechten Faust in seine linke Handfläche und nickte mir dabei zu. Der Zerquetscher neigte seine Hörner in die Waagerechte und umrundete uns, knurrend, nach einer Schwachstelle suchend, den richtigen Moment abwartend. Bruteus stampfte auf. Ein tiefes Röhren kündigte die Attacke an.

Und Möhre? Vor Schreck ließ er sich auf die Seite fallen. Um nicht erdrückt zu werden, rutschte ich über seinen Bauch und landete auf dem Rasen. Morpedes lachte. Drei graue, mächtige Hörner richteten sich gegen mich. Ich schloss die Augen und wartete auf den Schmerz.

Dann kitzelte mich etwas Feuchtes an meiner Hand. Bruteus tastete mit seiner Zunge nach meiner Hosentasche, während Morpedes vor Wut tobte. Ich begriff, wühlte die getrocknete Karambole aus der Tasche und schob sie in das riesige Maul. Bruteus schnaubte zufrieden und wetzte, mit dem

fluchenden Morpedes auf dem Buckel, zurück in die kämpfende Menge.

Blitzschnell stieg ich wieder auf. Wir passierten das Tor. Hunderte Menschen hatten sich auf den Dünen hinter den Absperrungen versammelt. Direkt am Ausgang erkannte ich auch meine Eltern. Als es hinter uns hektischer wurde, stimmten die Zuschauer meines Volkes ein rhythmisches, immer schneller werdendes Klatschen ein. Sie imitierten den Galopp der Rosse. Ich kniff sanft in Möhres Ohren und wir sprinteten in einer Staubwolke davon.

Dokaru verkündete den Stand:

„Verehrtes Publikum, Baridonai gewinnt das Stoßrennen mit dreihundert Punkten. Als Zweite erreicht Josefine die Manguni-Oase. Und das ganz ohne Kampfkontakt. Das gab es noch nie. Leider bringt das nur zweihundert Punkte. Morpedes als Dritter im Ziel erhält durch seine heftigen Attacken zweihundertfünfzig Punkte.“

## **Der Silbersee**

Die zweite Disziplin war ein Wettschwimmen durch den Silbersee. Arinorosse liebten es, sich im heißen Quecksilber zu suhlen. Für uns Reiter hingegen war es eine tödliche Gefahr. Acht Kilometer durch siebzig Grad Celsius heißes Gift. Möhre kannte den See gut. Wir hatten hier oft und lange trainiert.

„Der Startschuss ist gefallen“, rief Dokaru in sein Mikro. „Und mit ihm die ersten Jattaniner. Wahnsinn! So ein frühes Ausscheiden habe ich noch nie erlebt. Keine Panik, liebe Sportsfreunde, die Jattaniner konnten sich zurück ans Ufer schleppen. Und die Ersthelfer sind bereits zur Stelle.“

Team Kleine-Möhre liegt weit vorne. Fünfhundert Meter Abstand. Unfassbar.

Und da plumpst auch schon der Nächste in den Silbersee. Ein Wasilut. Auch er kann sich noch ans Ufer retten. Sein Ross schwimmt weiter. Natürlich ist es disqualifiziert.

Kilometer zwei. Dort sind Baridonai und Morpedes. Sie liefern sich ein Kopf-an-Kopf-Rennen. Doch an Josefine werden sie nicht mehr herankommen. Sie ist jetzt bei Kilometer drei.

Theo holt auf. Einer der wenigen Pilantoner im Rennen. Er zieht an Morpedes und

Baridonai vorbei. Ich kann es nicht glauben. Er liegt gleich auf mit Josefine.

Was soll das denn? Theos Trainer winkt mit der Fahne. Wenn ich es von hier aus richtig erkenne, fallen Theo immer wieder die Augen zu. Liebe Weltenbürger, eine Katastrophe bahnt sich an. Ich bekomme gerade eine Nachricht rein. Nein! Sie haben sich verrechnet. Die Zeitverschiebung. Meine Güte, die Zeitverschiebung. Für alle, die es nicht wissen, die maximale Wachphase von Pilantonern liegt bei fünf Stunden. Und da ist es auch schon passiert. Er ist eingeschlafen. Er rutscht von seinem Ross. Kilometer fünf. Der Bulle hat nichts gemerkt. Thaleum schwimmt einfach weiter. Das wird Theo nicht überleben. Ein tragischer Moment. Das heiße Quecksilber weckt ihn noch einmal.

Möhre dreht ab. Was macht er da? Ich werde verrückt. Josefine gibt ihre Führung auf. Morpedes und Baridonai gleiten an ihr vorbei. Das Publikum springt von den Stühlen. Möhre schwimmt direkt auf den Ertrinkenden zu ...“

Immer wieder tauchte Theo unter. Er paddelte um sein Leben. Als wir ihn erreichten, bildeten sich bereits rote Blasen auf seiner Haut. Ich stieg auf Möhres Kopf und klemmte mich zwischen seine Mittelhörner. Möhre schwenkte mich vorsichtig zu dem Pilantoner hinüber. Ich hielt ihm meine Hand hin. Er ignorierte sie. Selbst im Sterben traute er keinem Menschen.

„Idiot! Gleich ist es zu spät!“ Mir rann eine Träne die Wange hinab.

„Brille!“, gurgelte er.

Ich verstand sofort, öffnete den Brillengurt und schob die Gläser auf meine Stirn. Theo fixierte meine Augen. Nachdem er mich gelesen hatte, griff er mit letzter Kraft nach meinem Arm. Ich konnte ihn soweit heranziehen, dass seine Hüfte zwischen die Hörner geriet. Möhre schleuderte uns beide auf seinen Rücken.

Dokarus Stimme überschlug sich. „Rettung in allerletzter Sekunde! Sie verschenkt ihren Sieg! Die Sensation ist perfekt! Der kleine Mensch wurde gelesen! Das gab es seit fünfzig Jahren nicht mehr! ...“

Mein Kopf schmerzte, als hätte Theo mir meine Gedanken wie eine Pflanze mitsamt ihren Wurzeln aus der Erde gerissen. Es war mir unbegreiflich, wie Telepathen auf diese Weise Arinorosse zähmen konnten.

Baridonai lag nach dem Wettschwimmen mit sechshundert Punkten immer noch auf dem ersten Platz. Dicht gefolgt von Morpedes mit fünfhundertfünfzig Punkten. Die Jury gab uns fünfzig Ehrenpunkte für die Rettung von Theo. Somit waren wir mit zweihundertfünfzig Punkten immerhin auf dem fünften Platz.

### **Die Steilhänge**

Die Lautsprecher knackten. Kurz darauf war wieder Dokarus Stimme zu hören.

„Der Weitsprung. Unsere unfallträchtigste Disziplin. Welcher Ort würde sich besser dafür eignen als die Steilhänge von Neu-Terra? Sie gelten als die Höchsten der vereinten Planeten. Wer hier hinunterstürzt, endet als roter Fleck auf dem Wüstenboden.“

Achtundfünfzig Meter trennen die Hänge voneinander. Sie haben richtig gehört. Achtundfünfzig tödliche Meter. Das ist neu. Unmöglich für einen einzelnen Sprung. Daher wurde eine schwebende Insel installiert. Vierzig Meter präziser Flug bis zu der Plattform. Und von dort aus sind weitere achtzehn Meter nötig bis Ross und Reiter wieder halbwegs festen Boden unter den Hufen haben. Die Weiten gelten natürlich nur für den ersten Springer. Das spröde Grataniumgestein kann unter der Last der Rosse an den Rändern der Hänge bröckeln und die Entfernung für die Nachfolgenden erhöhen.

Wer zeigt hier Nerven? Und wer springt daneben? Nur eines ist gewiss, wer kneift, wird auf Lebzeiten für die Spiele gesperrt.“

Vorsichtig ging ich zum Rand der Steilhänge. Der Wind drückte mich leicht nach vorne. Sofort ließ mich das fiese Kribbeln im Bauch zwei Schritte rückwärtslaufen, wobei ich gegen einen Körper stieß. Arme schlangen sich um meine Schultern.

„Es ist zu weit.“ Papas Stimme klang besorgt. „Präzisionssprünge hast du nicht trainiert. Trete nicht an!“

„Und die Menschen, die mich in der Wüste angefeuert haben?“

Er drehte mich, um mir in die Augen zu blicken. „Sie haben die Arena nicht für dich errichtet. Nicht für Möhre. Sie erbauten sie für Hoffnung und Menschlichkeit. Du bist weit gekommen. Es reicht. Es wird noch andere

Menschen geben, die Arinorosse zähmen. Schon bald.“

„Ich kann sie nicht enttäuschen! Oma erzählte oft von der Zeit, als Menschen nicht viel mehr wert waren als das Vieh, das sie hüteten. Dann entwickelte William Sure die Brille und befreite unsere Gedanken. Heute ist wieder so ein Tag. Vieles könnte sich ändern, wenn ich nur durchhalte.“

„Josefine, Möhre schafft das nicht. Denke an seine Höhenangst.“

„Möhre ist damit nicht alleine. Sieh doch, die Telepathen trauen sich vor dem Wettkampf nicht an den Rand, weil sie sonst Bilder der Tiefe in ihre Gedanken pflanzen und ihre Tiere dann nicht springen würden.“ Ich küsste ihn auf die Wange. „Keine Angst Papa, wir werden den Sieben-Welten schon zeigen, wozu ein Gefleckter und ein Mädchen in der Lage sind!“

Dokaru betrat die Hang-Empore und beendete die Pause. „Nach zwei Disziplinen sind noch fünf Teams am Start. Für die Aringer tritt Baridonai an. Morpedes und Keon für die Wasiluten, Arke für die Aspertuten und Josefine für die Menschen. Gemäß dem Los wird Arke beginnen. Den letzten Pokal gewannen die Aspertuten vor genau zehn Jahren. Punktemäßig liegt er auf Rang drei. Ein sauberer Doppelsprung kann hier alles entscheiden.“

Und schon geht es weiter. Was macht Arke da? Der Anlauf scheint ihm nicht zu reichen. Er führt sein Ross bis zur Zuschauertribüne. Sechshundert Meter sind normal. Aber tausend sind ungewöhnlich. Ob er sich damit einen Gefallen tut? Jetzt sprintet er los. Noch achthundert Meter. Vierhundert. Hundert. Er rutscht. Er vergreift sich. Sein Ross schüttelt den Kopf und bremst ab. Es springt. Viel zu früh. Zu langsam. Ich fasse es nicht. Arke hängt an den Hörnern. Sie landen auf der Plattform. Er kann sich gerade noch auf sein Tier retten. Wahrscheinlich hat er die Weichteile des Mittelhorns berührt. Anders kann ich mir die Reaktion seines Tieres nicht erklären. Achtzehn Meter liegen vor ihm. Aus dem Stand keine einfache Sache. Der Weltenrekord für Ross-Sprünge ohne Anlauf liegt bei einundzwanzig Metern, aber auf dem Festland, nicht in dieser Höhe, nicht auf einer wackeligen Flugscheibe. Sehe ich richtig? Ja. Er gibt das Zeichen. Er bricht ab. Schade. Die Plattform fliegt ihn zum Hang. Trotzdem bekommt er Punkte. Die

anderen müssen erst einmal besser sein. Es ist noch alles drin für die Aspertuten.“

Auch Baridonai ließ sich von der Plattform hinüber fliegen. Keon und Morpedes schafften den Doppelsprung. Sie hatten verstanden, dass sie den Schwung des ersten Sprunges mitnehmen mussten und nur im Vorbeifliegen auf die Scheibe aufsetzen durften ohne dort gänzlich zu landen.

Wir waren als Letztes an der Reihe. Mittlerweile war die Entfernung um fast drei Meter gewachsen. Beim Absprung von Bruteus war ein riesiges Stück des Bodens weggebrochen.

Kaum das wir das Signal zum Sprung bekommen hatten, dröhnte bereits wieder Dokarus Stimme durch die Lautsprecher: „Ich kann es nicht glauben. Die unterschiedlichsten Techniken kommen hier zum Einsatz. Josefine klemmt sich zwischen die Mittelhörner. Sie sitzt auf Möhres Kopf. Das ist einzigartig. Jetzt legt sie ihre Beine auf seine Augen. Unfassbar. Das Ross wird nichts sehen. Tatsächlich, die Maschine stampft los. Blind. Zur Erinnerung, verehrtes Publikum, Menschen können nicht mit Tieren kommunizieren. Es ist ein Himmelfahrtskommando. Wie will sie den Flug einleiten? Die Richtung dirigieren? Unglaublich. Jetzt hält sie sich an Möhres Ohren fest. Er wird sie gleich abwerfen. Nein, er wird schneller. Es darf nicht wahr sein. Das Tachometer zeigt einen Rekord. Siebzig Stundenkilometer, vierundsiebzig, dreiundachtzig. Woher nehmen sie die Kraft? Da ist der Abgrund. Und er springt. Im letzten Moment. Wie kann das sein? Blind! Er fliegt. Viel zu hoch. Einfach über die Plattform hinweg. Ich kann nicht hinsehen ...“

Der Gegenwind presste mir den Sauerstoff aus den Lungen. Ich hatte mich verschätzt. Die Plattform flog weit unter uns an uns vorüber, ohne das wir sie zum Doppelsprung berührt hatten. Der Hang kam schnell näher. Noch schneller verloren wir an Höhe. Ein paar Zuschauer auf der anderen Seite kreischten und drehten sich weg. Ich schloss die Augen. Sekundenschnell zog mein ganzes Leben wie ein Film an mir vorüber.

Es folgte ein sehr harter Aufschlag. Danach wirbelte ich durch die Luft, prallte auf den Boden und rollte ein paar Meter über das

Gestein. Als ich zum Stillstand kam, richtete ich mich auf. Ich blutete an verschiedenen Stellen, aber ich war auf der anderen Seite. Und ich lebte.

Die Menge starrte mich fassungslos an. Selbst Dokaru war verstummt. Eine grausame Ahnung stieg in mir auf. Wo war Möhre? Benommen drehte ich mich zum Abgrund.

Mein Herz explodierte. Tränen schossen mir in die Augen. Jeder Muskel erschlaffte. Ich sank auf den Boden. Ich wollte schreien, doch ein dicker Kloß im Hals erstickte jeden Ton. Möhre war fort.

Ein Tuscheln im Publikum ließ mich aufsehen. Für einen winzigen Moment erschien ein oranges Horn über der Klippe. Dann ein Huf. Möhre schlug sein Bein auf den Rand. Seine Schnauze bewegte sich langsam in die Höhe. Das Gratanium bröckelte. Sein Bein rutschte weg. Sein Kopf versank erneut hinter dem Felsen. Mein Ross kämpfte. Seine verzweifelten Rufe stachen mir mitten ins Herz.

„Möhrchen, mein Starker! Gib nicht auf! Bitte!“ Ich kroch so nah wie möglich an den Abgrund. Rund um die Stelle, wo er versuchte emporzusteigen, war bereits eine tiefe Furche entstanden. Eine riesige Ecke des Felsens war im Begriff wegzubrechen. Ich wusste, gleich würde er abstürzen. Einen Moment lang überlegte ich, bei ihm zu bleiben.

„Es tut mir so leid! Ich werde immer an dich denken, mein Möhrchen!“ Langsam rutschte ich auf den Knien hinter den Riss. Ich legte mein Gesicht in die Hände und heulte.

Ein Surren zischte über meinen Kopf hinweg. Dann ein Knacken und Splittern. Als ich aufsaß, war die Kante des Felsens verschwunden und der Abgrund lag direkt vor mir.

Mein Blick folgte meinen Tränen in die Tiefe. Wie konnte das sein? Möhre klebte wie eine Spinne an der Felswand.

Neben mir spannte sich ein Seil aus Tealitifasern. Es erklärte das Zischen, das kurz vor dem Bruch an meine Ohren gedungen war. Nun erkannte ich, Möhre hing mit einem Horn an diesem Seil. Hinter mir sah ich Morpedes winken. Er musste es geworfen haben. Das andere Ende des Seils war um den Hinterlauf seines Bullen gebunden. Bruteus bemühte sich vergebens, nach vorne zu schreiten. Ein zweites Seil sauste an mir vorbei. Jetzt half auch Baridonum.

Dokaru kommentierte: „Welch eine Tragik! Sie ziehen Möhre nach oben. Ich kann ihn sehen. Er scheint wohlauf zu sein. Josefina küsst ihn. Einundsechzig Meter! Was für eine Maschine! Absoluter Weltenrekord. Was für eine Rettung! Wir haben Sportgeschichte geschrieben!“

### **Siegerehrung**

„Liebes Publikum, was haben wir nicht alles schon gesehen in der langen Tradition der Tri-Aringer-Spiele. Es gab Rekorde. Es gab Tote und Verletzte. Es gab sogar Aufstände. Aber seien wir mal ehrlich, dies waren die spannendsten Spiele seit Gedenken an die vereinten Sieben. Neu-Terra erwies sich als würdiger Wettkampf-Planet.“

Morpedes stand auf der Siegertreppe ganz oben. Erster Platz. Rechts von ihm stand Baridonai mit dem zweiten Platz. Und links Keon als dritter Sieger. Möhre und ich hatten nicht genug Punkte erzielt, da wir die fliegende Plattform verfehlt hatten.

Im raunenden Publikum hörte ich jemanden meinen Namen rufen. Mein erster Fan, dachte ich und errötete. Immer mehr Zuschauer

erhoben sich von ihren Sitzplätzen. Plötzlich schallte es aus allen Richtungen: „Josefine! Josefina! ...“

Morpedes beugte sich zu mir hinunter. Obwohl ich eine Brille aufhatte, reichte er mir die Hand. Ich ergriff sie und er zog mich auf das Siegerpodest. Sogleich hievte er mich auf seine Schultern. In diesem Moment verstummten die Josefina-Rufe. Die ganze Arena bebte. Alle Zuschauer stampften, so laut sie konnten, auf die Metallplanken der Tribüne. Immer schneller. Die Westkurve, in der die meisten Aringer saßen, begann reihum die Hände in die Luft zu werfen. Es folgten Pilantoner, Jattaniner, Ekkulaner, Wasiluten und Aspertuten. Ich konnte kaum atmen. Begleitet von dem berausenden Trampeln umkreiste die Welle von Händen die Arena ganze siebenmal.

Als ich dem Publikum zuwinkte und das Jubeln noch einmal um ein Vielfaches answoll, da wusste ich: Nie wieder würden die Arenen der Sieben-Welten für Menschen verschlossen bleiben, nie wieder würde man ein geflecktes Arinoross im Wald aussetzen, und nie wieder würde man daran zweifeln, dass wir Menschen zurecht einen Platz in diesem Universum innehaben.

~ ~ ~

„Die Tri-Aringer-Spiele“ wurde erstmals in der Anthologie „Phantastische Sportler“ veröffentlicht.  
Die Wiederveröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlag Torsten Low.

## Phantastische Sportler (Hrsg. Wolfgang Schroeder, Markus Heitkamp)



© Verlag Torsten Low

Wenn sich Ausscheidungskämpfe etwas anders entwickeln, als man sich das normalerweise vorstellt ...  
Wenn auch in fünfhundert Jahren noch mit runden Produkten der Tierkadaververwertung gekickt wird und dabei die Anzahl der Beine unerheblich ist ...  
Wenn auf der Männertoilette der Kegelbahn plötzlich eine höllisch gute Unterstützung auftaucht ...  
Wenn einem für den Sieg selbst das exotischste Wundermittel gerade recht und die eigene Gesundheit oder die der Konkurrenten vollkommen egal ist ...

... dann können nur die Phantastischen Sportler am Start sein!  
Götter, Helden, Tiere, Menschen und andere phantastische Gestalten treten an, um den Sieger zu küren oder über das Schicksal des Verlierers zu entscheiden.

In ihren 22 Geschichten decken die Autoren sämtliche Facetten des »Phantastischen Sports« ab: Zukunftsvisionen und Märchenhaftes, Humorvolles trifft auf blanken Horror und Nachdenkliches, in dem auch eine Prise Realität versteckt sein kann.

Doch letztendlich zählt nur eines: Dabei sein ist alles!

*Verlag Torsten Low, 2018, TB, 330 Seiten, 14,90 € ISBN: 978-3-940036-46-9*



## DIE KÜNDIGUNG

### ANJA HÄNEL

Unruhig wälzte sich Tama auf dem schmalen Bett ihres kleinen Apartments hin und her. Sie hatte das Fenster weit geöffnet, doch die frische Nachtluft des beginnenden Herbstes brachte ihr nicht die erhoffte Ruhe. Morgen würde das Gericht entscheiden. Seit vier Monaten brodelten die Emotionen einer ganzen Nation. Die einen waren dafür. Die anderen waren dagegen. Aber es gab keinen, der nicht über das sprach, was Herbert Wilson getan hatte. Was er erschaffen hatte.

Hastig schob sich Tama den letzten Bissen ihres Algencreme-Fenchel-Bagels in den Mund, wischte die Krümel von ihren Lippen und klippte eine widerspenstige Ponysträhne fest, die ihr der Märzwind ins Gesicht gepustet hatte. Dann zog sie ihren Zugangs-Chip durch den Scanner und betrat die gläserne Lobby von FutureRobotics. Wie jeden Tag in den vergangenen drei Wochen, in denen sie jetzt hier arbeitete, öffneten sich die Türen des freistehenden Röhrenfahrstuhls exakt in dem Moment, als sie den Eingang erreichte. Tamas Blick fiel auf das kleine Namensschild, das an der Tasche ihres Blazers steckte: *Brown, Chef-Analystin*, und sie konnte es sich nicht verkneifen, ihrem Spiegelbild in einem kindischen Anflug von Selbstgefälligkeit das Victory-Zeichen zu zeigen, während sie lautlos in den zwanzigsten Stock schwebte. Als der Lift sie im Workspace von Projekt KI-37/3 ausspuckte, sog Tama die konzentrierte Arbeitsatmosphäre des Großraumbüros ein, in dem an die dreißig Programmierer, Analysten und Designer saßen, vertieft in ihre Workpads, neben sich dampfende Kaffeetassen, geeiste Grüntee-Smoothies oder frischgepresste Fruchtsäfte, abgestellt und vergessen. Keiner blickte auf, als Tama die Workstation aus ihrem Fach nahm und sich durch die Tischinseln zu einem freien Arbeitsplatz in der Nähe des *Bullseye* schlängelte. Anders als ihre Kollegen liebte sie die Arbeitsplätze in unmittelbarer Nähe des Chef-Büros, ganz nah am pulsierenden Herzen der FutureRobotics – Familie. Sie klappte ihr Workpad auf, verband sich damit automatisch mit dem Intranet und las die Aufforderung, sofort bei Herbert Wilson zu erscheinen.

Aufgeregt strich sie Rock und Bluse glatt und klopfte an die Tür des Bullseye.

„Da sind Sie ja endlich. Wir gehen mit KI-37/3 zum Wochenende in die Erprobung unter Realbedingungen. Sie müssen das Mindset bis morgen Mittag überarbeiten, damit die IT Marilyn neu programmieren kann.“

*Marilyn also. Was für ein altmodischer Name*, dachte Tama und nahm die Änderungen entgegen, die Wilson in ihr Mindset-Dossier gekritzelt hatte. „Ich bin so gespannt, für welches Design Sie sich entschieden haben. Wenn Rob mir das finale Visual gibt, kann ich das Mindset noch einmal optimieren, damit Auftreten und Wissen optimal zu Marylins äußerem Entwurf passen“, schlug sie Wilson vor, doch der winkte ab:

„Das Aussehen ist nicht relevant für Sie, Black. Arbeiten Sie einfach das Anforderungsprofil ab: Marilyn muss ein perfekter Servant werden. Sie muss Onlinebestellungen tätigen, Dinge entgegennehmen und Gäste empfangen. Sorgen Sie dafür, dass sie einen Terminkalender führt und Getränke serviert.“

„Brown“, korrigierte Tama mit einem schüchternen Lächeln, während sie versuchte, Wilsons Notizen zu entziffern. Sie fand es furchtbar *old-style*, dass Wilson die Berichte seiner Mitarbeiter in Papierform anforderte, aber da es unter den Kollegen ein ungeschriebenes Gesetz war, nicht auf die hypochondrische Angst des Chefs einzugehen, die permanente Bildschirmarbeit könne seinen Sehnerven schaden, passte sie sich an. „Steht hier *Rezeptvorschläge?*“

„Natürlich steht da *Rezeptvorschläge*. Essen bestellen kann ja jeder HomePod. Von Marilyn erwarte ich mehr. Sie soll mir auf der Basis meiner Vorlieben eigene Rezeptideen vorschlagen. Am besten ein komplettes Menü mit dazugehörigen Getränken. Kriegen Sie das hin?“

*Krass! Oberkrass!* Bisher hatte Tama für das Mindset von KI-37/3 nur mögliche Reaktionen auf potenzielle Ereignisse zusammengestellt. Was Wilson jetzt wollte, war der Anfang eines Lernprozesses. Ein sich weiterentwickelndes System. In Tamas Kopf überschlugen sich die Gedanken. *Erfahrungswissen aufbauen, Bewertungskategorien entwickeln*, wenn sie nicht schnell anfang, das zu notieren, würde sie ihren Ideen vergeblich hinterherjagen wie einem Wirbelplatzender Seifenblasen.

„In drei Monaten ist die Präsentations-Gala vor der Presse. Da hat Marilyn ihren ersten Einsatz“, rief ihr Wilson nach, als Tama aus dem Büro stürmte.

Aufgeregt wie ein Kind am Weihnachtsabend, klingelte Tama Montagfrüh an der Tür von Wilsons weißgetünchter Privatvilla. Die luxuriöse Umgebung machte ihr bewusst, wie hoch die Ansprüche der zukünftigen Nutzer an einen Androiden-Servant sein würden und Tama fragte sich ängstlich, ob Marilyn den ersten Praxistest gut gemeistert hatte. Doch als die Haustür von einer blondgelockten jungen Frau mit einem strahlenden Lächeln geöffnet wurde, vergaß sie alle Zweifel. Marilyn ähnelte zwar keinem von Robs Entwürfen und Tama fand sie etwas zu aufreizend, aber die Produktion war wirklich beeindruckend: die helle Haut, die leuchtend roten Lippen, die dichten Wimpern. Selbst die Brüste unter Marilyn's weißem Sommerkleid hoben und senkten sich im Rhythmus fingierter Atemzüge. Sie war eine Hommage an eine bekannte Leinwandschönheit des letzten Jahrhunderts. Wilson musste ein großer Fan sein.

„Sie wünschen?“

„Mein Name ist Tama Eliza Brown. Ich habe einen Termin bei Professor Wilson“, spielte Tama mit.

Marilyn glich Tamas Angaben mit den Daten aus Wilsons Kalender ab: „Kommen Sie bitte. Der Professor erwartet Sie schon.“ Mit einem freundlichen Kopfnicken gab Marilyn die Tür frei und führte sie in ein geräumiges Arbeitszimmer. „Möchten Sie etwas trinken?“

„Bring uns Kaffee“, fauchte Wilson und stieß seinen schwebenden Sessel so weit von dem zierlichen antiquarischen Mahagoni-Schreibtisch weg, dass er seine Beine ausstrecken konnte. Tama hätte gerne einen Chai Latte getrunken, doch sie wollte die Androidin nicht mit unterschiedlichen Wünschen irritieren. In Ihrem Kopf machte sie sich eine Notiz, Marilyn's „Wenn-dann-Entscheidungsketten“ zu optimieren, dabei beobachtete sie, wie die Roboterfrau mit geschmeidigen Bewegungen und – *war das ein Hüftschwung?* – den Raum verließ.

„Wow! Sie ist umwerfend. Sie ist genial. Wie sie den Kopf neigt. Ihr Lächeln.“

„Bullshit. Sie ist lahm. Sie ist langweilig. Ich dachte, Sie sind ein Superhirn mit Ihrem Dokortitel in Soziologie und Pädagogik und jetzt

lassen Sie sich von einem Lächeln, schönen Titzen und warmen Händen einlullen. Soweit waren schon die Puppen von Ishiguro. Haben Sie die Entwicklung der letzten dreißig Jahre verschlafen? Kapiieren Sie überhaupt, wo die Herausforderung liegt? Natürlich erwarten unsere Auftraggeber, dass Marilyn gut läuft, Getränke einschenkt und dabei lächelt. Das ist das Pflichtenheft. Das sind die Basics. FutureRobotics hat einen Roboter versprochen, der einen individuellen Stil hat. Der etwas Besonderes ist. Und das ist verdammt noch mal Ihr Job. Also machen Sie Marilyn jünger, spritziger. Hier sind die neuen Anforderungen.“ Wilson knallte Tama einen Stapel Papier auf den Tisch. „Und nun ab. Bis Donnerstag brauche ich die neuen Daten für die Programmierer.“

*Den ersten Test haben wir beide wohl nicht bestanden, du und ich*, dachte Tama, als ihr Marilyn begegnete, die auf einem Tablett zwei dampfende Kaffeetassen balancierte.

Gespannt auf die Umsetzung ihres neusten Mindset-Entwurfs *Lexi* klingelte Tama eine Woche später wieder an der Tür von Wilsons Privatvilla. „Hi, Tama“, wurde sie von Marilyn|*Lexi* begrüßt, die ihren Namen und ihr Foto jetzt in ihrer Datenbank gespeichert hatte. Ihre Haare waren diesmal glatt geföhnt und sie trug einen Jeansmini mit engem, schwarzem T-Shirt, das ihren perfekten Nabel hervorblitzen ließ, als sie Tama mit einer lässigen Handbewegung den Weg zum Arbeitszimmer zeigte. „Herb wartet schon auf dich.“

Diesmal machte sich Marilyn nicht die Mühe, Tama bis zum Arbeitszimmer zu begleiten und fragte sie schon im Flur nach ihrem Getränkewunsch. Der bestellte Chai Latte kam wenige Minuten später zusammen mit Wilsons schwarzem Kaffee. *Das funktioniert ja ausgezeichnet.*

„Gott“, stöhnte Wilson, „dieses Kind kann keinen einzigen geistreichen Satz rausbringen. Marilyn braucht mehr Bildung. Können Sie denn keine geistreiche Frau entwickeln, Black? Eine, die sich für Politik interessiert. Oder nein, besser für Geschichte. Aber machen Sie mir keinen Nerd und keine Streberin, davon bin ich schon täglich im Büro umgeben.“

„Du wirst wieder umprogrammiert“, verabschiedete sich Tama im Flur frustriert von Marilyn.

„Cool“, erwiderte diese in einem Tonfall, der sich nicht entscheiden konnte, ob er ironisch oder gelangweilt klingen sollte, und Tama musste sich eingestehen, dass die jugendliche *Lexi* wirklich nicht das Richtige für Marilyn war.

Ihr Magen knurrte vor Hunger und ihre Nackenmuskeln waren derart verspannt, dass ein pochender Kopfschmerz schon seit Stunden ihre Schädeldecke malträtierte. Vor Tama stapelten sich die Mappen mit den entwickelten Mindsets: Mira, die Geschichtsstudentin, Betsy, das einfache Mädchen vom Land, Tabea, die erfolgreiche Geschäftsfrau. Wilsons Wünsche wurden immer spezieller, die Zeiten für Entwicklung und Programmierung immer kürzer und jeder neue Besuch in Wilsons Villa geriet immer mehr zur Qual. Nun brütete Tama über *Serafina*, der lässigen Latina, ohne wirklich voranzukommen. Der letzte Kollege hatte den Workspace schon vor Stunden verlassen und nur der rollende Abfalleimer, der unermüdlich seine Runden drehte, leistete Tama Gesellschaft. Als er das nächste Mal an ihrem Schreibtisch vorbeikam, warf sie die abgelehnten Mindset-Dossiers hinein und beobachtete, wie sie die Tischreihe entlang zum Aktenvernichter transportiert wurden. In den neun Wochen, die sie inzwischen hier arbeitete, hatte Wilson kein einziges Lob an sie gerichtet und ihren Namen kannte er immer noch nicht. Tama gingen langsam die Ideen aus. Wie sollte sie ihren Chef jemals zufriedenstellen? In ihrem Kopf war es so dunkel wie die Nacht draußen vor den bodentiefen Bürofenstern. Finsterer noch, denn draußen blinkten wenigstens die Reklamewände und die hell erleuchteten Fenster der 24/7-Shops, der Nachtclubs und Restaurants, in denen andere Menschen eine fröhliche Samstagnacht verbrachten.

Als Tama aufgeben und zusammenpacken wollte, durchzuckte sie plötzlich ein Gedanke. Sie musste mehr über die Hintergründe für die Anforderungen erfahren, um die Auftraggeber zufrieden zu stellen. Den genauen Zweck von Projekt KI-37/3. Doch der Projektantrag war nur für Wilson einsehbar. Da Tama nur über rudimentäre Programmierkenntnisse verfügte, versuchte sie gar nicht erst, das Passwort von Wilsons Account zu knacken. Stattdessen öffnete sie noch einmal alle Dateien, die den Auftrag ihrer Arbeit umrissen. In keinem war der

Auftraggeber angegeben. Nirgends stand, wer das Projekt finanzierte. Dafür las sie im Anforderungsprofil erstaunlich viel über sich weiterentwickelte Lernmodelle, von komplexen Wenn-dann-Beziehungen, vom Aufbau von Erfahrungswissen.

*Das hab ich doch alles gemacht*, stöhnte Tama, aber das Einzige, was Wilson zu interessieren schien, war Marilyns Charakter.

„Mist“, fluchte sie und fegte ihr neuestes Mindset-Dossier vom Tisch. Frustriert schloss sie die geöffneten Dateien und fuhr ihr Workpad herunter. Es hatte keinen Sinn, den Abfallroboter noch länger zu beschäftigen, der sich erst dann abschaltete, wenn das Licht im Büro ausging. Als der rollende Papierkorb in ihren Gang einbog, bückte sich Tama, um die auf dem Boden verstreuten Blätter einzusammeln. „Hier, mein Kleiner. Der letzte Job für heute. Du machst übrigens eine ausgezeichnete Arbeit.“ Doch dann stutzte sie.

Der Abfalleimer war nicht grau wie üblich, sondern passend zu den Büro-Accessoires des Bullseye in Blau-metallic gehalten und gut gefüllt mit einer Menge Blätter, die alle Wilsons Handschrift trugen. Der nächtliche Büroputz hatte begonnen und Wilsons Abfallroboter war durch die sich automatisch öffnende Klappe gerollt, um seine Ladung zum Aktenvernichter zu bringen. Tama warf einen ängstlichen Blick auf die Überwachungskameras, beugte sich noch tiefer hinunter und fischte heimlich einen Stapel Papiere aus dem Mülleimer. Sie stopfte die Blätter schnell zwischen den Aktendeckel ihres Mindset-Dossiers und setzte sich wieder an ihren Tisch. Mit dem Rücken zur Kamera blätterte sie neugierig durch Wilsons Notizen.

Wilson hatte sich anscheinend ein paar Ideen für die Präsentationsgala notiert, aber es musste sich um einen alten Entwurf handeln, denn weder Ort noch Uhrzeit stimmten. Plötzlich blieb ihr Blick an dem Wort *Auftraggeber* hängen. Das war kein Entwurf für die Präsentationsgala. Das war ein Konzept für eine rein private Demonstrationsvorführung, ohne Presse, nur für

- Irene Nordmann, Entwicklungsabteilung des Ministeriums für innere Sicherheit,
- General Hauser, Innovationsabteilung des Verteidigungsministeriums,
- M.-J. Meiers, Spezial Forces,

- Christine Olivier, Strategieabteilung der europäischen Streitkräfte,
- ...

Die Gästeliste für diese Privatveranstaltung umfasste zehn Personen, deren Namen Tama nichts sagten. Die Institutionen, die sie vertraten, erklärten jedoch sofort, warum die Öffentlichkeit in diesem Fall unerwünscht war. Keine der gelisteten Einrichtungen investierte Cash in die Entwicklung eines Servant, soviel war sicher. Zitternd legte Tama die Papiere zurück in die Mappe. Jetzt ergab auch Wilsons neuester Änderungswunsch Sinn: Marilyn sollte nicht nur die Scherben auffegen, wenn ein Glas kaputt ging, sondern das Glas schon auffangen, bevor es fiel. *Das ist ja wohl das Mindeste, was man von einem aufmerksamen Servant erwarten kann*, hatte Wilson gemault und Tama die vergangenen zwei Tage damit beschäftigt, *Serafina* Intuition zu lehren. Tama fuhr ihr Workpad noch einmal hoch, löschte die neuesten Lernstrategien aus *Serafinas* Mindset und druckte das Dossier erneut aus. Dann packte sie zusammen, warf Wilsons Notizen mit ihrem alten Ausdruck in den Aktenvernichter und verließ das Büro. Sie fühlte sich betrogen und ausgenutzt, wie nie zuvor in ihrem Leben.

„Sag mal, schläfst du?“

Tama zuckte zusammen, hob den Kopf von der Liege und blickte entschuldigend zu ihrer Freundin. Obwohl sie sich schon zehn Minuten dem Kneten und Klopfen des kleinen Massage-roboters hingegeben hatte, der mit seinen feinen Sensoren ihre verspannten Punkte in Nacken und Schultern aufspürte und bearbeitete, fand sie keine Ruhe. Ihre Gedanken kreisten immer wieder um die Gästeliste, um die von ihr entwickelten Lernroutinen und um Wilsons Mindset-Anforderungen.

„Tut mir leid, Helen. Was hast du gesagt?“

„Dass ich jetzt mit Hendrik West zusammen bin.“

„Was? Seit wann?“

„Nein, natürlich nicht. Aber dich interessiert ja eh nicht, was ich erzähle. Also raus damit. Was beschäftigt dich?“ Helen richtete sich auf, fuhr die Rückenlehne ihrer Liege heraus, setzte den Massageroboter wie ein Schoßhündchen an ihre Füße, stellte das Menü für Pediküre ein und angelte sich ihren Drink vom Beistelltisch. Dann nickte sie Tama auffordernd zu.

Die blieb bei der Nackenmassage, nicht nur, weil ihre Muskulatur immer noch verspannt war, sondern auch, weil sie so den Kopf im Loch der Liege verstecken konnte und Helen nicht in die Augen schauen musste.

„Es ist nur der Stress auf der Arbeit. Wilson stellt immer neue Anforderungen, wie unser Roboter zu sein hat. Er ist nie zufrieden“, berichtete sie, ohne auf Details einzugehen.

„Der ist wohl mit sechzig immer noch auf der Suche nach Mrs. Perfekt. Das hat seine fünfte Frau vor drei Monaten auch in die Flucht getrieben. Die hatte von seinem Gemecker so die Nase voll, dass sie sogar auf fünf Millionen Cash Abfindungen verzichtete, weil sie es keine fünf Jahre bei ihm ausgehalten hat.“

„Echt jetzt? Er war fünfmal verheiratet?“ Tamas Kopf fuhr aus der Versenkung hoch.

„Streamst du denn gar keine Klatschnachrichten? Nein, du abonnierst ja nur die Wissenschaftsjournals. Bisher konnte es deinem Chef noch keine recht machen. Kein Wunder, wenn er es jetzt mit einem Roboter versucht. Hast du eurer Kleinen schon mal unter den Rock geschaut? Die kann sicher einiges mehr, als nur Drinks zubereiten.“ Tama setzte sich auf. „Du meinst doch nicht ...“

„Warum denn nicht?“

„Na, weil das von Grund auf unmoralisch wäre.“

„Tama, Süße. Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass es ein erfolgreicher Mann wie dein Chef mit der Moral hat, oder? Er hat die Möglichkeiten, sich seine Traumfrau zu bauen, also macht er es auch. Und du sorgst mit deinen verschiedenen Charakteren für den besonderen Kick.“

Tama griff sich ihren Drink und stürzte ihn in einem Zug herunter.

„Hat dich das jetzt echt geschockt?“

„Ich glaube, es ist noch viel schlimmer“, gestand Tama, sie beugte sich zu Helen hinüber und schüttete der Freundin ihr Herz aus.

„Namaste“ wurde Tama diesmal ganz im Stile ihres neuesten Mindset begrüßt, als sie Montagfrüh wieder an Wilsons Tür klingelte. Marilyn|Lula hatte die Hände vor der Brust zusammengenommen und neigte anmutig den Kopf. Ihre blonden Haare bändigte diesmal ein Stirnband aus schimmernder hellblauer Seide. Den Brustansatz, der aus dem tiefen Ausschnitt ihrer weiten Leinentunika hervorlugte, zierte

eine dekorative Mondsteinkette. „Betritt unser Heim. Herbert hat seine Morgenmeditation gerade beendet und erwartet dich.“

Auch wenn sie den Weg zu Wilsons Arbeitszimmer mit wachsendem Widerwillen zurücklegte, konnte Tama nicht umhin, die Perfektion der Androidin zu bewundern. Kurz vor der Tür des Arbeitszimmers nahm Marilyn Tamas Hand. „Dein Puls ist beschleunigt und du hast kalte Hände. Ich werde dir einen Yogi-Tee mit sehr viel Honig machen, das wärmt, beruhigt und erdet dich.“ Mit einem sanften Streicheln ließ Marilyn Tamas Hand sinken und schwebte über den Flur in Richtung Küche.

*Da hilft auch kein Tee*, dachte Tama und versuchte den Krampf in ihrem Magen zu ignorieren, als sie die Klinke des Arbeitszimmers hinunterdrückte.

Die Morgenmeditation hatte ihre Wirkung ganz offensichtlich verfehlt. „Diese Frau ist der absolute Horror! Erdmandelbrei zum Frühstück. Mit Sojamilch. Was haben Sie sich dabei gedacht, Black? Wollen Sie mich terrorisieren?“, brüllte Wilson, noch bevor sie die Tür hinter sich schließen konnte.

*Du hast eine körperbetonte, esoterische Yogi bestellt, wenn du dabei an Kamasutra gedacht hast, hättest du's einfach sagen müssen*, dachte Tama verbittert, aber sie erwiderte nichts.

„Einatmen und ausatmen. Denk an deinen Blutdruck, Herbert. Entspann dich.“ Marilyn platzierte den Yogi Tee für Tama auf dem Schreibtisch, stellte sich hinter Wilsons Stuhl und fing an, seine Schläfe zu massieren. Der Chef von FutureRobotics befreite seinen Kopf mit einer heftigen Drehung aus Marilyn's Händen und fegte dabei die Teetasse von seinem Tisch. Mit einem lauten Scheppern zersprang das Porzellan auf den Fliesen. „Oh!“ Tama kam es vor, als zögere Marilyn eine Sekunde, bevor sie aus dem Zimmer huschte.

Wilson deutete auf die Teepfütze auf dem Boden. „So geht das nicht! In zwei Wochen ist die Präsentations-Gala. Das muss jetzt endlich funktionieren! Marilyn's Entwicklung kommt kein bisschen voran. Machen Sie endlich ihren verdammten Job, Black. Ich brauche eine Frau mit Intuition, mit Geheimnis, mit Kombinationsgabe. Machen Sie mir eine Lara Croft.“

Im Flur stand Marilyn mit Kehrschaufel und Wischmop: „Er ist wieder nicht zufrieden.“

„Er ist nie zufrieden“, antwortete Tama und atmete auf, als die eichene Eingangstür hinter

ihr ins Schloss fiel. *Ich kann ihn nicht länger halten. Verdammt, ich muss mich entscheiden.* Aber das war nicht so einfach. Als Teil von Projekt KI-37/3 hatte sie eine unglaubliche Karriere vor sich, konnte mit ihren Ideen die Zukunft mitbestimmen. Und wenn sie kündigte? Würde sie nie mehr an einem so spannenden Projekt arbeiten, zumindest nicht in der Robotic-Branche.

Als Tama in den Spiegel auf der Damentoilette der Plaza-Sky-Lounge schaute, kam es ihr vor, als werfe das Licht einen Spot auf die ganze Misere ihrer verdammten Willensschwäche. Sie hatte versucht, ihre Augenringe zu überschminken und mit einem roten Lippenstift etwas Frische und Fröhlichkeit in ihr Gesicht zu zaubern. Ein Versuch, der sie in einen Hybriden aus Clown und Zombie verwandelt hatte. Frustriert zog sie zwei Papiertücher aus dem Handtuchspender und begann sich abzuschminken. In einer Stunde begann die Präsentationsgala und auch wenn Marilyn die Presse begeistern würde, wusste Tama nur zu genau, wie weit sie hinter den Erwartungen von FutureRobotics zurückgeblieben war.

Jeden Morgen hatte sie sich vorgenommen, eine Entscheidung zu treffen und es dann doch nicht getan. Sie hatte die Ideen für Marilyn's Lernprozesse in ihrem Kopf ignoriert, Probleme vorgeschützt und sich stattdessen in Details des Lara-Croft-Mindsets verloren. Dass sie heute dabei sein durfte, lag lediglich daran, dass Wilson noch keinen Ersatz für sie gefunden hatte. Während Tama frustriert über ihre Lippen wischte, meldete sich Helen auf dem Kommunikator.

„Ich kann jetzt nicht. Gleich beginnt die Gala.“

„Ja, deswegen ruf ich ja an.“

Irgendetwas in Helens Stimme ließ Tama aufhorchen: „Was ist los?“

„Wahrscheinlich ist nichts ....“

Tama wurde noch unruhiger. „Jetzt spuck's schon aus!“

„In dem Roboter-Forum kursieren so versteckte Hinweise.“

„Was für Hinweise? Was für ein Forum?“

„Na ja, die sind gegen Roboter-Technik. Und ich hab' mich da angemeldet. Also nicht, dass ich vertrete, was die da schreiben. Ich hab' nur ein bisschen recherchiert über Sex- und Kampfroboter. Und dann war da *Humanright*

und hat Fragen gestellt. Und jetzt gibt es überall diese Andeutungen über die Gala und über das Attentat.“

„Ein Attentat? Auf Marilyn?“ Tama krallte die Hände in den Rand des Waschbeckens. Alles fing an sich zu drehen.

„Nein, nicht *auf* Marilyn. *Durch* Marilyn. Die wollen zeigen, dass Roboter gefährlich sind, dass sie keine Moral haben, dass ...“

„Helen!!! Bist du irre?“

„Es tut mir so leid. Ich wollte wirklich nichts verraten. Eigentlich hab' ich auch gar nichts gesagt. Die wussten schon alles. Na ja, das Meiste. Was sollen wir jetzt machen?“

Wenn jetzt noch einer helfen konnte, dann Klaas. Und es gab nur einen Ort, an dem der Chefprogrammierer eine Stunde vor dem offiziellen Beginn der Gala sein konnte: die Bar. Tama beendete das Gespräch mit Helen ohne Kommentar und rannte los. In ihren Gedanken zauberte Marilyn einen Dolch aus ihrem Lara-Croft Outfit und stieß ihn Wilson mit einem verführerischen Lächeln in die Brust.

„Klaas“, japste Tama, als sie den schlaksigen Programmierer von FutureRobotics entdeckte, „Komm mit. Schnell!“

„Ist das nicht ein bisschen extravagant?“ Klaas, der sich eindeutig schon mehr als einen der kostenlosen Drinks an der Bar der Sky-Lounge genehmigt hatte, deutete auf Tamas halb abgeschminktes Gesicht.

„Nicht dass ich viel davon verstehe, aber so richtig sexy sieht es nicht aus.“

„Für so'n Mist haben wir keine Zeit. Du musst Marilyns Systeme checken. Jemand versucht, sie zu hacken.“

„Echt?“ Klaas kippte den Rest seines Whiskys hinunter, schnappte sein Workpad und rannte zur Bühne. Tama folgte ihm in den Backstage-Bereich. Der hochrote Kopf ihres Chefs ließ nichts Gutes erahnen, doch Marilyn flätzte entspannt über der Lehne eines Sofas, die üppigen Kurven in einem bodenlangen, engen schwarzen Kleid optimal zur Geltung gebracht, die Haare in einem lockeren Knoten zurückgesteckt.

„Das verdammte Weib reagiert nicht!“, schrie Wilson. „Bringen Sie das in Ordnung. Wir müssen gleich auf die Bühne!“

„Sorry, wir müssen deine Systeme checken, Marilyn.“ Fast zärtlich strich Klaas Marilyns Haarlocke zur Seite und stöpselte ein Kabel in den Port ihrer Schläfe.

„Check die Firewall“, drängte Tama und versuchte einen Blick auf den Bildschirm zu erhaschen, ohne zu verstehen, was sie dort sah.

„Wieso die Firewall?“ brüllte Wilson und schubste Tama zur Seite.

Klaas fühlte sich von allen Seiten bedrängt und wurde zunehmend nervöser. „Da versucht wirklich jemand die Firewall zu durchdringen.“ Er fluchte, gab Befehle ein, fluchte erneut. „Verdammt, die sind gut. Aber ihr kommt hier nicht durch! Nicht bei mir.“

Tama beobachtete Marilyn, die sich jetzt aufrecht hingestellt hatte und ihre Finger fest an ihre Schläfen presste.

„Verdammte Hundesöhne! Ihr versucht wirklich alles. Aber dieses Leck ist gestopft.“ Klaas starrte mit grimmigem Gesicht auf sein Pad, konzentriert auf den nächsten Angriff wartend.

„Aufhören!“ Marilyn zog das Kabel aus dem Port an ihrer Schläfe.

„Verdammt, was macht die?“ schrie Wilson.

„Mach das! Sei so! Sei anders! Töte ihn! Wilson. Humanright. So viele widersprüchliche Befehle.“ Marilyn erhob sich vom Sofa und wollte den Raum verlassen.

„Oh nein! Du bleibst hier!“ Wilson packte sie am Arm.

Marilyn entwand sich seinem Griff und rannte davon. Wilson jagte hinter ihr her und schrie nach der Security.

„Was zum Teufel ...?“ Tama und Klaas sahen sich irritiert an, dann folgten sie Wilson, der Marilyn inzwischen eingeholt hatte, aber nicht zu begreifen schien, dass ihr Kampf auf offener Bühne stattfand, im Blitzlichtgewitter hunderter Fotografen. Er befahl der herbeigeeilten Security, Marilyn festzuhalten, um es Klaas zu ermöglichen, das Pad erneut mit dem Port in Marilyns Schläfe zu verbinden. „Fahr sie runter. Schalt sie ab. Lass sie neu booten und tausch das Mindset.“

Nach dem ersten frenetischen Applaus herrschte jetzt atemlose Stille und so war Marilyns „Fuck you, Herbi“ bis in den letzten Winkel der Sky-Lounge zu hören.

„Ich kann nichts machen“, flüsterte Klaas, „Sie verweigert den Zugriff auf ihre Systeme.“

„Verdammt, sperrt sie ins Labor!“ Wilson, der endlich realisiert hatte, wo er sich befand, drängte die Security mit Marilyn von der Bühne. Dann trat er mit einem breiten Lächeln ans Mikrofon.

Tama verfolgte gebannt die Meldung auf *Worlds News*:

„Nach viermonatiger Verhandlung entschied das Arbeitsgericht heute im Fall KI-37/3 Marilyn|Lara gegen FutureRobotics. Obwohl das Gericht betonte, dass viele Aspekte des Falls noch ausführlicher beleuchtet werden müssten, wurde FutureRobotics das Recht aberkannt, Marilyn|Lara länger gegen ihren Willen in Gewahrsam zu halten. Vor allem aufgrund einer

Zeugenaussage der Analystin Tama Eliza Brown sei das Gericht zu dem Schluss gekommen, dass Marilyn's „Fuck you Herbi“ eine zwar formlose aber doch rechtswirksame Kündigung sei.“

Diesmal machte Tama gleich zwei Victory-Zeichen, stellte den Champagner kalt und holte das Reservebettzeug aus dem Einbauschränk ihres Apartments.

~ ~ ~

**SILBERKLANG**  
**ANNA EICHENBACH**

Mondlicht sickerte zähflüssig durchs Blätterdach, überzog Bäume, Farne und den schmalen Wildpfad mit einem Mosaik flüssigen Silbers. Wind strich mit sanften Fingern durch die üppigen Baumkronen, entlockte den Blättern ein raunendes Wispern. Schatten wogten im dichten Unterholz.

Nervös leckte sich Grégoire über die Lippen. Widernatürlich laut hallten seine Schritte in der verschlafenen Stille. Er packte das Jagdmesser fester. Das Gewicht der Klinge beruhigte ihn, auch wenn er wusste, dass er damit nicht allen Gefahren, die ihn in diesem Teil des Waldes erwarten mochten, etwas entgegensetzen hatte. Der Pfad, dem er folgte, beschrieb einen weiten Bogen, ehe er sich wieder zwischen den Stämmen hindurchschlängelte. Eine Eiche reckte die knorrigen Äste empor. Fahl hoben sie sich vom nachtdunklen Himmel ab. Ihr Stamm war seltsam in sich gedreht, dennoch überragte ihre Krone die umstehenden Bäume.

Grégoire fröstelte. Er musste nicht erst näher kommen, um zu wissen, dass er einen schmalen Stoffstreifen um ihren tiefsten Ast gebunden finden würde. Er hatte ihn eigenhändig dort befestigt.

Erschöpft ließ er sich auf eine ihrer Wurzeln sinken. Gleich dem kleineren Abbild eines Bergkamms erhob sie sich aus dem Erdreich. Er lehnte sich an den rauen Stamm. Gönnte den schmerzenden Füßen eine kurze Rast und presste den letzten Tropfen aus dem Trinkschlauch. *Hoffentlich geht diese Nacht schnell vorüber.*

Durchs Blätterdach erhaschte er einen Blick auf Ausschnitte des sternklaren Firmaments. Längst hatte Grégoire aufgehört zu zählen, wie oft er die Eiche, zu deren Wurzeln er ruhte, bereits passiert hatte.

„Hexenwerk“, murmelte er und starrte zum Mond empor. Gleichgültig für das, was sich in seinem Licht und den Schatten, die ihm folgten, zutrug, hielt er schweigende Wacht. *Die Alten haben recht. Zu solch einer Stunde wagt man sich besser nicht vor die Tür.* Lieber säße er nun am prasselnden Kaminfeuer und lauschte den Erzählungen über Nächte wie diese. Nächte, in

denen der Mond rund und voll am Himmel stand. Nächte, in denen die Grenzen zur Anderswelt verschwammen und die Geschöpfe aus raunend erzählten Geschichten zum Leben erwachten.

Noch im Morgengrauen war Grégoire voller Tatendrang aus dem Dorf aufgebrochen, um den Marquis auf die Jagd zu begleiten. Der prächtige Sechsender, den man nahe dem Palais entdeckt hatte, sollte seine Beute sein. Niemand am Hof oder aus den umliegenden Dörfern kannte den Wald so gut wie Grégoire. Mit Stolz hatte es ihn erfüllt, den Marquis und dessen Gefolgschaft von Edelleuten zu den besten Jagdgründen zu führen und den Hirsch aufspüren zu dürfen. Als er sie sah, in ihren aufwendig bestickten Gewändern aus erlesenem Stoff, fragte er sich unweigerlich, ob sie für ein solch blutiges Unterfangen wie die Jagd überhaupt geeignet waren. Auf edlen Pferden ritten sie, prächtigen Tieren, die gewiss ein kleines Vermögen kosteten. Beim Anblick der Jagdgesellschaft hatte Grégoire das Herz aufgeregt in der Brust geflattert. So hatte er sie sich immer vorgestellt, die edelmütigen Recken aus den Märchen und Geschichten, die seine Chloé ihm stets mit verzücktem Blick erzählte. Eifrig war Grégoire ihnen vorangeschritten. Das Jagdglück war ihnen hold – bis es sich gegen sie wandte. Rascher, als der Wind drehte.

Dünne Nebelfinger waren über den laubraschelnden Boden an sie herangekrochen. Schleier folgten ihnen, dichter noch als in der Waschküche des Palais, wenn Chloé und die anderen Bediensteten ihrer Arbeit nachgingen. Immer dichter hatte sich der Dunst um sie zusammengeballt. Zarte Schleier verwoben sich zu einem festen Tuch, bis er kaum mehr die eigenen Stiefelspitzen erkannt hatte.

Das ängstliche Schnauben der Pferde klang Grégoire noch immer im Ohr. Ebenso die Scherze der Reiter, ihr zunehmend nervöseres Lachen.

Flügelrascheln.

Kettenklirren.

Die Schreie der Männer.

Der Nebel, der alle Geräusche verschlang – bis nichts blieb außer allumfassender Stille.

Sein eigener Herzschlag dröhnte in seinen Ohren, gleich den Trommeln, die noch am Morgen im Hof des Palais geschlagen worden waren, Mut und Kühnheit der Jäger anzufachen.



Eine Berührung, so flüchtig, dass sie ebenso gut nur ein Luftzug gewesen sein mochte.

Entschieden schüttelte Grégoire den Kopf und die Erinnerungen ab. Sie allein genügten, sein Herz mit Grauen zu erfüllen. Unweigerlich betasteten seine Fingerspitzen die Schrammen, die sich über seine linke Wange zogen. Hauchfeine Striemen, drei an der Zahl. Nicht tief, doch war der Schorf auf den Verletzungen deutlich zu erspüren.

Blindlings war Grégoire in den Wald gestürzt. Durchs krachende Unterholz gestolpert – so laut, dass er glaubte, man müsse ihn noch bis zum Palais hören. Nur weg hatte er gewollt. Weg von dem, was dort in den Nebelschwaden lauerte. Erst als sie sich lichteten, hatte er sich eine Rast erlaubt – und einsehen müssen, dass er sich verirrt hatte. Er, Grégoire, der jeden Stein, jeden Farn und jeden Baum besser kannte als die Straßen und Gässchen seines Dorfes. Strikt gen Osten war er dem Wildpfad gefolgt. Früher oder später hätte er auf den Waldsaum, auf Weiden und Äcker und schließlich auf sein Heim stoßen müssen. Ein ums andere Mal war er zur knorrigen Eiche gelangt. Als wären die Bäume lebendig geworden. Als versperrten sie ihm den Weg. Führten ihn beständig im Kreis. Neigten wispernd ihre ausladenden Äste zu ihm herab, um ihn bei nächster sich bietender Gelegenheit zu packen und in die wogenden Schatten abseits des ausgetretenen Pfads zu zerren. Dorthin, wo ihn undurchdringlicher Nebel, Kettenklirren und Flügelrascheln erwarteten.

In dieser Nacht glich der Wald einem verfluchten Labyrinth. Doch er hatte wenig mit dem Irrgarten im Palais gemein, der zum Vergnügen der feinen Herrschaften angelegt worden war. Mit den Wandelgängen, die ordentlich gestutzter Buchsbaum säumte. Mit den üppig blühenden Rosenbeeten, die man allenthalben entdeckte und deren Duft die gesamte Anlage durchwehte. Mit den Nischen, in denen Marmorbänke die Umherschweifenden zum Verweilen einluden.

Wie ein Dieb hatte sich Grégoire gefühlt, als er sich eines Nachts ins Palais geschlichen hatte. Wie ein Comte, als er schließlich mit Chloé – als wäre sie seine Comtesse – traumwandlerisch durch den Mond beschienenen Garten gestreift war. Unter dem Sternenzelt hatte er ihr in dieser Nacht einen unschuldigen Kuss gestohlen ...

Gleich einer Decke legte sich die Erinnerung tröstend warm um ihn, bis ihn ein Geräusch aufschreckte. Mit wild pochendem Herzen, das Jagdmesser stoßbereit, schnellte er auf. Lauschte der Stille des Waldes, die allein das Raunen der Blätter füllte. Bis der Wind noch einen weiteren Klang zu ihm herantrug. Eine leise Melodie, die mit dem Laubrascheln verschmolz.

Ein silbriger Schimmer löste sich aus den Schatten. Hauchzart schwebte ein Faden auf ihn zu, zerbrechlich und funkelnd wie geflochtenes Glas. Je näher die Erscheinung kam, umso lauter wurde die Melodie, bis Grégoire Worte in einer fremden Sprache vernahm. Eine Stimme, silberhell. Erhaben und zart betörte sie sein Herz, das die Bedeutung des Gesangs nur zu erahnen vermochte. Immer näher wandte sich der Silberfaden. Umschmeichelte ihn. Von der Musik gebannt, streckte er die Hand nach dem gesponnenen Klang aus. Seine Umrisse zerflossen, doch sie strahlten wie aus Mondlicht und Nebel gewoben. Sacht umspielte der Faden seine Fingerspitzen. Legte sich um sein Handgelenk, kühl und glatt, und zog ihn sanft, aber bestimmt, mit sich.

Gehüllt in den Gesang, der ihn mit unstillbarer Sehnsucht erfüllte, folgte er dem Silberklang. Bemerkte kaum, dass er ihn vom Pfad ins Unterholz lockte. Tiefer und immer tiefer in den Wald hinein.

Die Welt um ihn herum verstummte, bis es nur noch den Silberklang und seine betörende Melodie gab. Bis er jegliches Gefühl für Raum und Zeit verloren hatte. Bis er drohte, sein eigenes Selbst zwischen lebendigen Schatten und Mondlichtflecken zu verlieren. Grégoire währte sich in einer von Chloés Märchengeschichten. Nur dass die Magie, die sonst allein zwischen ihren Worten wirkte, nun greifbar um ihn gewoben war.

Nach einer Weile, die Herzsschläge oder ein halbes Leben gedauert haben mochte, lichtete sich das Unterholz. Als wiche der Wald vor der Macht der gesponnenen Melodie, die den jungen Mann in dieser Nacht führte, öffnete sich die undurchdringliche Wand aus moosbewachsenen Stämmen und Farnen vor ihm.

Verzaubert hielt Grégoire in den wabernden Schatten inne. Begierig trank sein Herz den Anblick der Lichtung: der sich sacht wiegenden Weiden und des mondlichtversilberten

Weihers. Was Grégoire gewährte und empfand, ließ sich nicht in Worte kleiden, zumindest nicht in menschliche. Ebenso wenig wie die Mademoiselle, die völlig in ihr Lied versunken auf die Wasseroberfläche hinabsah. Ein Kleid aus wallendem Stoff umfloss schimmernd ihre zierliche Gestalt, während sie sich sanft zum Rhythmus der Melodie bewegte. Gleich Kaskaden flüssigen Goldes ergoss sich ihr Haar bis zu den Waden. Die zarten Glieder waren hell wie das Mondlicht, das sie umstrahlte. Auch den umgebenden Wald fesselte sie mit ihrem Gesang. Es war, als neigten sich die Bäume sacht zu ihr hinab, um ihr besser lauschen zu können. Wiegen ihre belaubten Zweige flüsterleise im Takt.

Stärker, beinahe drängend zupfte der gesponnene Silberfaden an Grégoires Handgelenk. Zog ihn ungeduldig weiter. Kaum dass er einen Fuß auf die Lichtung gesetzt hatte, verstummte die Fremde. Grégoire wankte, als schwände mit der Melodie auch ein Teil seiner selbst.

Langsam wandte sich die Mademoiselle zu ihm herum. Scheu musterte sie ihn. Betrachtete mit schräg gelegtem Haupt den Silberklang, der sie miteinander verband.

„H-hast“, hob er an, die Stimme rau und brüchig, „hast du mich hierhergerufen?“ Behutsam hob er die Hand, die das sonderbare Gespinnst aus Licht und Nebel umschlungen hielt.

Verlegen biss sich das Mädchen auf die Unterlippe. Nickte schließlich sacht und trat näher. Ein leises Klirren begleitete jede ihrer Bewegungen. „Grégoire“, wisperte sie erkennend. Voller Sehnsucht. „Grégoire, endlich bist du zu mir gekommen.“ Ihre sinnlichen Lippen teilten sich in einem warmen Lächeln.

„W-woher kennst du meinen Namen?“ Noch immer wogte der Silberfaden zwischen ihnen, verband ihrer beider Leiber, die nur wenige Schritte trennten. Unaufhaltsam spürte Grégoire den Zug des Silberklangs. Lockend. Sehnsüchtig. Es war, als fülle er sein Herz mit den Empfindungen, die er auf den Zügen der Mademoiselle las.

„Erkennst du mich denn gar nicht wieder?“ Eine fremde Melodie trug jedes ihrer Worte, die derjenigen glich, die ihn hergelockt hatte. Zögernd trat sie vor ihn hin. Dämmerfahles

Licht umspielte ihr edles Antlitz. Noch nie war Grégoire einer Frau von solch betörender Schönheit begegnet. „Erinnerst du dich nicht mehr an mich?“ Abertausende Sterne spiegelten sich funkelnd in ihren tiefen, unergründlichen Augen. „An deine Geneviève?“

Der Mund war ihm ausgedörrt. Schwer und ungenau klebte ihm die Zunge am Gaumen. Grégoire schluckte hart, doch mehr als ein schwaches Kopfschütteln brachte er nicht zustande.

„Wie solltest du auch.“ Seufzend schlug sie die Augen nieder. „Die Erinnerung von mehr als tausend Jahren vermag kein menschlicher Geist zu fassen.“ Ein trauriges Lächeln spielte um ihre Mundwinkel. Ihm war, als wolle ihm das Herz in der Brust zerspringen. Was gäbe er darum, sie erneut lächeln zu sehen! Alles hätte er gesagt, ganz gleich was, hätte er gewusst, welcher Worte es bedurfte, sie wieder glücklich zu machen. „Dann hilf mir, mich zu erinnern“, brachte er hervor. Seine Stimme zitterte nicht minder als sein Leib.

„Wie gern würde ich das“, gestand sie ein, „doch ...“ Geneviève seufzte erneut. Wehmütig. Resignierend. „*Sie* lässt es ja doch nicht zu.“

Grégoire schwirrte der Kopf. Das unbestimmte Gefühl beschlich ihn, dass er sich an etwas erinnern musste. An etwas Wichtiges. Doch ein Blick in die Augen seines Gegenübers genügte, jeden klaren Gedanken zu zerstreuen.

„Wir waren füreinander bestimmt, Grégoire, du und ich“, erklärte die Mademoiselle leise. Ihre Lippen bebten sacht. „*Sie* neidete uns unser Glück.“

„Ich verstehe nicht ... wer ...?“

„Eine missgünstige Hexe.“ Geneviève schüttelte den Kopf. Schenkte ihm ein nachsichtiges Lächeln. „Wie könntest du es auch wissen, dich erinnern, wo die Spanne deines Lebens so viel kürzer währt als die meine.“ Langsam entfernte sie sich von ihm. „Der Zauber der Hexe lässt dich mich vergessen.“

*Hexe.*

Das Wort hallte in seinem Verstand nach. Brach sich an den Kanten seines Seins und wurde als tausendfaches Echo zurückgeworfen. Er entsann sich einer Geschichte. So sehr er die Erinnerung zu fassen, sich das Gesicht des Erzählers – oder der Erzählerin? – vor Augen

zu rufen versuchte, zerflossen Gesichter und Bilder doch ungreifbar ineinander.

„Nur so vermag sie dein Herz für sich zu gewinnen – immerzu.“ Schmerz huschte über Genevièves Antlitz, als sie mit einem Ruck am Ufer des Weihers stehen blieb, als habe sie einen Schritt zu viel getan.

Ohne das Zutun des Silberfadens folgte er ihr. Wüschte sich, sie zu berühren. Als sei ihre Nähe der Schlüssel, die verloren geglaubten Erinnerungen zu befreien. Erinnerungen an ein Leben an ihrer Seite, an ihre Liebe, die so verheißungsvoll schien. So sehr er sich auch sehnte: Selbst wenn er nur den Finger hätte ausstrecken müssen, um sie zu spüren, wagte er es dennoch nicht.

„Seither warte ich auf dich, Grégoire“, wisperte Geneviève. „In jeder Vollmondnacht, hier am Weiher, damit du kommst, den Fluch zu brechen und mich zu befreien.“

Er ertrank in den bodenlosen Tiefen ihrer dunklen Augen. „Doch dein Herz, Grégoire ...“, erklärte sie rau, als sie sich auf die Zehenspitzen erhob. So nah war ihr Mund dem seinen, dass er ihren süßen Atem auf den Lippen schmeckte. „Vertrau mir, Grégoire“, beschwor sie ihn. „Nur eines Kusses bedarf es, den Fluch zu brechen.“

Er schloss die Augen, gänzlich gefangen in dem Zauber, den sie und ihr Gesang um ihn gewoben hatten.

*Nur eines Kusses bedarf es, den Fluch zu brechen,* hallten Chloés Worte in seiner Erinnerung wieder. Deutlich sah er sie vor sich: Chloé, die ihm im mondbeschiedenen Irrgarten Märchen erzählt hatte. Von edlen Recken mit Heldenmut. Von herzlosen Hexen. Und dem Ungeheuer, das man im finsternen Herzen des Waldes gebannt hatte ... *Die Hexe in den Nebeln!*

Der Schrei eines Kauzes brach den Bann. Als hätte er den Kopf in eiskaltes Wasser getaucht, klarte Grégoires Verstand auf. Erschrocken zuckte er zurück. Statt in Silberglanz waren Wald und Lichtung in unwirklichen rötlichen Schimmer gehüllt. Sein Blick glitt zum Firmament, wo der Mond sein Antlitz hinter einem Schleiertuch aus Blut verbarg.

„Mon Dieu ...“ Eilig bekreuzigte er sich.

„Grégoire!“ Genevièves Stimme klang ungehalten. Fordernd. Sie hatte jegliche Sanftmut verloren. Sehnsüchtig streckte sie die Hand nach ihm aus, berührte ihn jedoch nicht.

Beinahe, als hindere sie etwas daran. „Grégoire!“, mahnte sie erneut. Ungeduldiger Zorn verzerrte ihre Züge. Ihre Haut nahm eine aschgraue Färbung an. In Büscheln fielen ihr die Haare aus, bis nur ein kümmerlich dünner, strähniger Rest blieb. Das feenhafte Geschöpf, dem er sich eben noch gegenübergesehen hatte, war einem wahrhaftigen Scheusal gewichen.

Entsetzt taumelte Grégoire zurück. Stolperte über seine hastig gesetzten Füße. Nebelfinger umflossen sie, quollen auf die Lichtung. Rücklings kroch er weiter, fort von Geneviève.

„Grégoire!“, kreischte sie, dass es ihm durch Mark und Bein drang. Scharfe Reißzähne blitzten in ihrem schmallippigen Mund. Ihre Hände verformten sich, die Finger wuchsen sich zu Klauen aus. Ledrige Schwingen sprossen aus ihrem Rücken, an den Enden mit drei Dornen bewährt. *Drei Dornen. Die Kratzer auf meiner Wange!*

Entsetzen packte Grégoires Herz in eisernem Griff. Drückte langsam, doch unerbittlich zu.

Gierig zerrte das Scheusal an dem Silberfaden, der sich fester um sein Handgelenk schloss, ihm tief ins Fleisch schnitt. Unaufhaltsam, Ruck um Ruck, rückte er näher an sie heran. Suchte mit den Händen nach einer Wurzel, an der er sich festhalten konnte. Stemmte verzweifelt die Fersen in den weichen Grund. So sehr er sich auch wehrte, hatte er der Hexe im Nebel doch nichts entgegenzusetzen.

Das verschlagene Funkeln in den Augen des Ungeheuers und seine hungrig gebleckten Zähne ließen keinen Zweifel daran, dass er bald dasselbe Ende fände wie der Marquis und seine Jagdgesellschaft. Wenn er gewusst hätte, dass er Chloé niemals wiedersähe: Gebührend hätte er sich von ihr verabschiedet. Ihr gesagt, dass ...

*Chloé!* Er entsann sich ihrer Erzählung von der Hexe in den Nebeln. Dem Ungeheuer, das die Schrecken gebar. Mächtige Magier hatten es in Ketten gelegt, doch seine Macht nimmer gebrochen. Noch immer, so hieß es, sei die Hexe in den Nebeln stark genug, sich für kurze Zeit ihrer Fesseln zu entledigen, ehe der Bann der Magier sie zurück in Gefangenschaft zwang. *Der Bann der Magier ...*

Geistesgegenwärtig entsann er sich des Jagdmessers. So nah war er schon heran, dass er den schwefeligen Geruch der Kreatur

deutlich wahrnahm. Verzweifelt hieb er mit dem Messer auf den Faden ein, grub die Fersen so tief in den Boden, dass er ihn gleich einem Pflug durchfurchte. Kämpfte um jeden Augenblick, den er das Unausweichliche aufschieben konnte. Je mehr sich Grégoire anstrengte, umso stärker zerrte die Hexe am Silberfaden. Sie thronte in den Nebeln gleich einer Spinne in ihrem Netz, nicht gewillt, die Beute entkommen zu lassen, die sich darin verfangen hatte. Er nahm alle ihm verbliebene Kraft zusammen und durchtrennte das Gespinst aus Nebel und Mondlicht, das ihn an die Ausgeburt der Finsternis knüpfte.

Geneviève jaulte und tobte. Warf sich gegen die schweren Eisenketten, die um ihre Knöchel geschlungen waren. Sie füllten die Lichtung mit furchterregendem Rasseln und Klirren, doch so sehr sie auch gegen ihre Fesseln aufbegehren mochte, hielten sie sie dennoch gefangen. Panisch rappelte Grégoire sich auf. So rasch ihn seine Füße trugen, flüchtete er sich in die trügerische Sicherheit des Labyrinthes aus knorrigem Ästen und wispernden Schatten. Was auch immer dort noch lauern mochte: Nichts konnte so furchterregend sein wie die Hexe in den Nebeln, der er um ein Haar entronnen war.

~ ~ ~

---

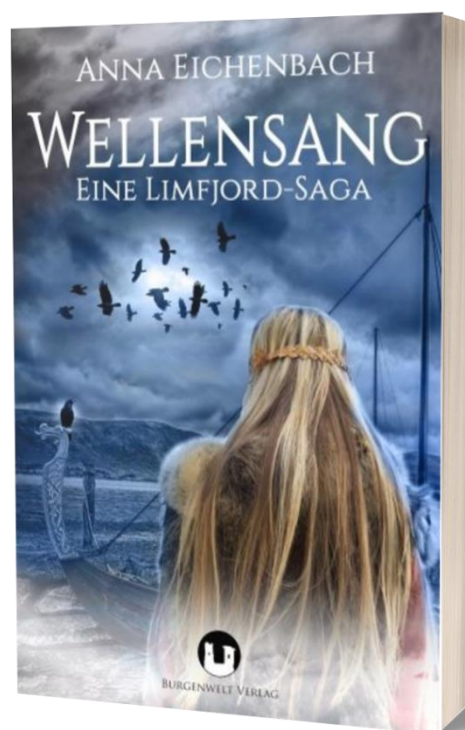
ANZEIGE

### Wellensang: Eine Limfjord Saga

Ende des 8. Jahrhunderts in Nordjütland: Als Zeichen der Freundschaft zwischen Dorsteinn und Limgard wird die Jarlstochter Turid in die alte Heimat ihrer Mutter gesandt. Nur widerwillig verzichtet sie dort auf ihre gewohnten Freiheiten. Im Dorf zu bleiben und zu weben, während die Männer auf Raubzug ziehen, widerspricht gänzlich dem Leben, das sie vom Hof ihres Vaters kennt. Dennoch zögert sie, als sich ihr die Gelegenheit zur Rückkehr nach Hause bietet: Längst hält sie mehr in Limgard, als sie sich eingestehen möchte.

Ausgerechnet die Limgarder Rorik und Svein, die einander näher stehen als Brüder, verlieben sich in Turid. Aus Gefährten werden Konkurrenten. Bis ihr gemeinsamer Freund Hakon sie zu einem anderen Abenteuer lockt. Angespornt durch Gerüchte über eine Insel voller Reichtümer, brechen die drei Männer an Bord der in die Jahre gekommenen Meereshölle zu einer Viking auf. Ihr Ziel: England – und ein Platz in den Liedern der Skalden. Doch die Unternehmung soll anders verlaufen, als erhofft ...

Anna Eichenbachs historisches Romandebüt ist eine bildgewaltige Viking rund um Liebe, Verrat, Schicksalsschläge und ein heldenhaftes Abenteuer!



© Burgenwelt Verlag

*Burgenwelt Verlag, 2019, TB, 256 Seiten, 13,90 €  
ISBN: 978-3-943531-84-8*

## TYRAGAR

ODER: DAS GESCHENK, DAS MIT EINEM  
VERSPRECHEN EINHERGEHT  
VAIRE J. VARIZ

In jenem Moment, da er in die Augen einer altertümlichen, längst vergessenen Kreatur blickte, begriff Hyron, dass dieser Raub anders werden würde als alle, die er jemals begangen hatte. Es gab kein Entkommen. Das Wesen hatte ihr Aufeinandertreffen mit einem unwiderruflichen Siegel belegt. Es lag auf seiner Seele wie ein bleiernes Gewicht.

„Du hast einen äußerst gefährlichen Ort betreten“, sagte die Kreatur.

Hyrons Finger griffen an seinen Gurt, wo die beruhigende Anwesenheit seines Messers das Zittern der Hand beendete. Wie war es möglich, dass ein Geschöpf aus längst vergessenen Tagen seine *Sprache* beherrschte? Nicht jene Sprache, die man in Chronian kannte, nein, die Sprache, die Hyron selbst erfunden hatte und die er jeden Tag ein Stückchen weiter entwickelte.

„Ich kann dir keine befriedigende Antwort darauf geben“, sagte die Gestalt ihm gegenüber. „Denn hier ist eine Macht am Werk, die selbst ich nicht ganz begreife. Manche nennen es Wunder, manche Magie und wieder andere das Werk der Götter.“

„Du kannst meine Gedanken lesen?“ Es war das erste Mal, dass Hyron aktiv an diesem Gespräch teilnahm.

„Nein, lesen kann ich sie nicht.“ Die Kreatur bewegte sich kaum merklich in der Dunkelheit. Schatten wirbelten wie Staub durch die Luft. Eine kühle Brise berührte Hyrons Wangen und er glaubte, ein leises Wimmern aus der Ferne zu hören. War das der Klang des Windes, der sich seinen Weg durch die unterirdischen Tunnel bahnte?

„Ich habe dir bereits gesagt, dass es keinen Weg gibt, dir das hier zu erklären. Es ist ein Rätsel, das alle lebenden Geschöpfe umgibt.“ Das Wesen verlagerte sein Körpergewicht. Die Silhouette des Körpers leuchtete wie die Morgendämmerung und Hyron schnappte nach Luft, als er das Ausmaß der Gestalt erkannte.

Ein riesiger Berg aus flauschigem Fell erhob sich direkt vor ihm. Monströse Klauen –

tödlicher als die eines Tigers –, spitze Ohren, die größer als seine eigenen Hände waren, und eine Schnauze mit scharfen Zähnen, die aussahen, als ob sie zum Zermalmen von Diamanten geschaffen waren. Doch das Erschreckendste an der Gestalt waren die Augen, die sich tief in ihn bohrten. Ein Blick wie tausend Sonnen, die sich ihren Weg in seine Seele brannten. Es gab nichts Menschliches oder gar Tierisches darin. Es war die Unendlichkeit des Nachthimmels, der von Milliarden ungelösten Rätseln durchzogen war.

Das war nicht das, was Hyron erwartet hatte.

Das war nicht das, was Hyron *wollte*. Was er *brauchte*.

Es ärgerte ihn, dass er blindlings in eine gefährliche Lage geraten war, die er um jeden Preis vermeiden hätte sollen. Seine Kehle wurde trocken, als er an seinen kleinen Bruder und seine kleine Schwester dachte und an Kira, die auf ihn warteten – seit Tagen hungernd.

„Du wirst das, was du suchst, in dieser Höhle nicht finden.“

„Also war alles umsonst? Meine Familie wird verhungern? Das kann ich nicht zulassen.“

„Es war nicht umsonst, ganz und gar nicht. Es war dir bestimmt, mich zu finden“, sagte die Kreatur. „Ich habe lange auf dich gewartet. Ich kann dich nicht gehen lassen.“

Hyron runzelte die Stirn.

„Ich bin hier, um die Waren der Händler zu stehlen. Ich bin gekommen, weil ich sie verfolgt und beobachtet habe. Ich habe gesehen, wie sie unglaubliche Mengen an Essen in diese Höhle gebracht haben. Es muss etwas davon übrig sein und das werde ich mir holen.“

Die Kreatur neigte ihren Kopf ein wenig zur Seite, es sah aus, als würde sie ihn schütteln. Die Tönung ihrer ursprünglich dunklen Augen veränderte sich. Alle möglichen Farben verliefen sich ineinander, bis sie sich zu einem kräftigen Dunkelgrün verfestigte, das ihn an reife Limetten erinnerte.

Hyrons Knie zitterten. Er suchte nach dem kleinsten Zeichen von Essen. Er war sich sicher, die Händler gesehen zu haben, wie sie Berge von Nahrungsmitteln hierher brachten. Aber er erkannte nichts davon in der Dunkelheit. Absolut gar nichts.

„Dieser Ort scheint leer zu sein, obwohl er das nicht wirklich ist. Zumindest nicht für jene, die in der Lage sind, genauer hinzusehen. Du

wirst zwar nicht finden, wonach du gesucht hast, Meister Wüstendieb, aber so viel mehr, wenn du es zulässt.“

Die kaum greifbare Präsenz der Kreatur wappte durch Hyrons Geist wie raue, ungezügelte Wellen des Ozeans. Nie in seinem Leben hatte er das Meer gesehen oder war darin geschwommen, aber er kannte die Geschichten von Oxariz, dem Seefahrer, und in diesen Erzählungen war die Macht der See genauso überwältigend, wie Hyron sich im Angesicht der Kreatur fühlte. Dieses Gefühl behagte ihm überhaupt nicht.

Hyron hob seinen linken Arm in die Höhe, in der Hand ruhte ein kalter, kleiner Stein. Es war kein gewöhnlicher Stein, sondern die allererste Beute, die er jemals bei einem Diebstahl gemacht hatte. Zu Beginn war er maßlos enttäuscht darüber gewesen, denn in der darauffolgenden Nacht hielten ihn Kälte und Hunger wach. Verzweifelt hatte er sich am Stein festgeklammert und schließlich hineingebissen, in der Hoffnung, es wäre ein dampfender Brotlaib, der seinen Hunger stillte. Er biss auf eine harte Schale und spuckte Dreck und Sand aus. Statt sich in ein schmackhaftes Brot zu verwandeln, knackte die Hülle des Steins und zerfiel. Ein strahlendes Licht erschien, das eine knisternde Wärme mit sich brachte. Seither war dieser sonderbare Gegenstand sein täglicher Begleiter, wenn er draußen in der Welt seinen Diebeszügen nachging. Nie hatte der Stein ihn enttäuscht, egal wie dunkel die Nächte in der Wüste auch gewesen waren.

Das Licht des Steins flimmerte kalt und hell wie die Sterne am Firmament. Es enthüllte mehrere Tunnelzweige, die von der riesigen Höhle ausgingen und tief unter die Erde führten. Hyron begutachtete die Umgebung und in einiger Entfernung sah er Körbe und Kisten, die mit Früchten, getrocknetem Fleisch und Fladenbrot gefüllt waren. Ein stechender Schmerz schoss ihm durch den Magen.

„Du hast gesagt, es gäbe hier unten nichts, dennoch sind dort drüben haufenweise Lebensmittel. Du bist eine Lügnerin!“

„Wage es nicht, mich eine Lügnerin zu nennen, Junge. Ich sage dir die Wahrheit. Am Ende wirst du sie erkennen, dein Augenlicht trägt dich. Jetzt komm endlich näher. Hilf mir, und ich werde dir eine Belohnung überreichen, die weitaus wertvoller ist als Gold oder Essen.

Die Zeit läuft mir davon und ich kann dieser Dunkelheit nicht entfliehen.

Hyron zögerte. Seine Finger schlossen sich fester um den kalten Stahl seiner Waffe.

„Es gibt keinen Grund, sich vor mir zu fürchten“, sagte die Kreatur. „Zumindest nicht, solange du dein Messer nicht gegen mich verwendest. Steck es weg, Junge, bevor jemand verletzt wird. Uns bleibt nicht viel Zeit. Die Männer, die du bestehlen willst, wissen, dass du hier bist. Und jetzt komm, sieh genauer hin und befreie mich.“

*Sie wissen, dass ich hier bin? Das ist unmöglich.*

Hyron wagte es nicht, die Waffe wegzulegen, obwohl er sich bewusst war, dass die Klinge ihm nicht helfen würde, falls die Kreatur ihn attackierte und tötete. Dennoch, da lag etwas Hoffnungsvolles in den Worten des Wesens, das ihn, jetzt, da er genauer hinsah, an einen überdimensionalen Wolf erinnerte. *Vielleicht*, dachte er, *sagt es die Wahrheit.*

Sobald sich dieser Gedanke in seinem Kopf manifestierte, erschien ein strahlend goldenes Licht aus dem Nichts. Hyrons Sicht schwand und plötzlich war alles, was er sah, unzählige Partikel aus Gold, die umher hüpfen, durch die Luft flogen oder genüsslich auf der Stelle schwebten. Nur langsam begann sich aus den wilden, unkoordinierten Bewegungen ein Muster zu bilden. Wie bei einem Puzzle entstand ein neues Bild, das sich dem Dieb offenbarte. Hyron blinzelte. Er war zurück in der Höhle, die sich kaum verändert hatte. Es war die hoch gewachsene Wolfsdame, die sich auf eine schreckliche Weise verwandelt hatte. Ihre Zähne waren verfault und krumm, ihre Pfoten blutverschmiert und ihre Schnauze war bedeckt von frischen Narben. An ihren Ohren fehlten Hautfetzen und auch der Rest ihres Körpers war von blutigen Wunden übersät.

Ein rasselndes, metallisches Geräusch, das aus dem Nichts kam, erschreckte Hyron. Gigantische Eisenketten hielten die Kreatur gefangen. Sie waren so fest, dass die Wolfsdame kaum in der Lage war, sich zu bewegen. Sie sah knochendürr aus, verhungert, kränklich und geschwächt und der Dieb wunderte sich, warum sie überhaupt noch atmete.

„Wer hat dir das angetan?“ In Hyrons Brust keimte eine Welle Mitleid auf.

„Die Jäger, die du zu bestehlen suchst“, kam die Antwort.

„Niemals“, sagte Hyron irritiert. „Das

können sie nicht getan haben. Du bist doch viel zu mächtig, als dass drei Tölpel wie die dich einfangen könnten.“

Die Kreatur hob ihren Kopf und musterte den Jungen mit ihren stechenden Augen: „Ich bin seit Monaten hier unten gefangen. Sie fanden mich, als ich geschwächt war. Ich konnte mich nicht wehren, denn dann hätte ich alles verloren, das mir lieb ist.“

„Hast du je versucht zu fliehen?“

„Das habe ich, aber ohne Erfolg. Ich bin zu schwach, wie du siehst, und sie sorgen dafür, dass es so bleibt.“

„Und warum halten sie dich gefangen? Welchen Wert hast du für sie? Du wärst eine mächtige Waffe im Kampf, aber sie können dich nicht kontrollieren, also binden sie dich stattdessen fest. Warum also gehen sie das Risiko ein, dich gefangen zu halten?“

Die Kreatur bückte sich und leckte etwas Blut von ihrer Pfote. Sie zuckte heftig zusammen, als sie aus Versehen die Eisenkette berührte. Hyron machte ein paar Schritte auf sie zu, um die Kette unter die Lupe zu nehmen.

Als er näher trat und mit dem Lichtstein das Schloss erkundete, ertönte ein klagendes Wimmern.

*Shuuu*, erklang es aus den Tiefen der Dunkelheit, da Hyron das Schloss mit seinem Messer bearbeiten wollte.

„Was war das?“ Hyron unterbrach seine Arbeit und leuchtete die Höhle aus. Jemand beobachtete ihn. Ein Schauer durchfuhr seinen Körper.

Nach einer Weile – die Stille hatte wieder Einzug gehalten – setzte der Dieb seine Arbeit fort. Vorsichtig und zugleich wachsam.

*Shuuu*. Etwas bewegte sich in den Schatten.

Hyron sprang auf die Quelle des Geräusches zu, hinein in die Schwärze, doch er kam zu spät. Sein Beobachter war verschwunden und er bekam nur Luft zu greifen.

„Was geht hier vor sich?“

Hyrons Stimme war kratzig, er hatte seit Tagen kaum gesprochen, stundenlang nichts getrunken, sein Magen verkrampfte sich schmerzhaft und seine Augen brannten von den feinen Sandkörnern, die ihm der Wind Tag für Tag entgegen wehte. Hyrons Blick fiel auf die Kisten, wegen derer er ursprünglich hierher gekommen war.

*Ich sollte einpacken, was ich tragen kann, und ein für alle Mal von hier verschwinden*, dachte er.

*Egal, was diese Kreatur auch sagt, meine Familie zählt auf mich. Sie sterben, wenn ich versage. Verflucht sei dieses mysteriöse Wesen. Zauberei hat stets einen Haken.*

„Geh nicht“, sagte die Wölfin. „Hab keine Angst. Sie will nur nicht, dass du mir wehtust.“

„Sie?“ Hyron atmete geräuschvoll aus. Das alles dauerte viel zu lange. Früher oder später würden die Händler, nein, die Jäger, wieder in ihre Höhle kommen, um nach dem Rechten zu sehen. Hyrons Angst breitete sich wie Gift in seinen Venen aus und lähmte seinen Verstand.

„Komm und zeig dich, Kleines. Fürchte dich nicht, der Junge wird uns nichts tun, er trägt sein Herz am rechten Fleck.“

Aus den Schatten trat ein Geschöpf hervor. Es war ein Welp, dessen Fell genauso strahlend hell war, wie Hyron es am Anfang bei der Mutter gesehen hatte – bevor sie die Wahrheit offenbart hatte. Für einen Welpen war das Tier riesig, es reichte Hyron bis zur Hüfte. Die flatternden Ohren erinnerten ihn an eine Fledermaus. Das Jungtier kam näher und als Hyron ihm in die Augen sah, berührte ihn die Unschuld und Reinheit des Geschöpfes so sehr, dass er seine eigenen Sorgen für einen Augenblick vergaß. Mutter und Welp waren wie Zwillinge kaum auseinanderzuhalten. Nur der Unterschied in ihren Augen stach hervor wie schwarze Kohle in einem Schneefeld. Während die Augen der Mutter erstrahlten wie die sternendurchzogene Nacht und ein kosmisches grünes Leuchten enthielten, glänzten jene des Jungtiers wie ein Amethyst.

„Ich kann sie nicht länger füttern. Sie braucht jetzt feste Nahrung, die ich ihr nicht bieten kann. Nimm dich ihrer an und hilf ihr, zu überleben. Sie ist stark, aber unerfahren. Und du bist ein Spezialist im Überleben.“

„Ich soll noch ein Maul stopfen? Ich kann doch kaum meine eigene Familie ernähren! Und jetzt soll ich noch ein weiteres Lebewesen durchbringen? Es ... es tut mir leid, aber das geht nicht.“

Es folgte eine bedrückende Stille.

„Alles, worum ich bitte, ist, dass du sie nicht demselben Schicksal überlasst wie das meine. Das hat sie nicht verdient.“

„Du verlangst zu viel von mir. Ich weiß doch nicht einmal wer oder was ihr seid. Und genauso wenig kennst du mich. Okay, hier ist der Plan: Ich werde dich von deinen Ketten befreien und dann kannst du mit deiner Kleinen

fliehen. Du bist schnell. Du kannst ihnen entkommen. Ihr werdet frei sein und ich stibitze mir etwas von dem, weswegen ich hergekommen bin. Wir alle gewinnen. Keiner geht leer aus.“

Hyron schnappte nach Luft. Die Anwesenheit der Kreatur in seinem Geist explodierte, wurde erdrückend schwer. Der Dieb wankte unter der Last.

„Ich habe dir bereits gesagt, dass ich zu schwach bin, um zu entkommen. Meine Kleine wird in der Wüste nicht alleine überleben. Du hast Angst, ich sehe es. Du fürchtest das Namenlose. Es gibt kein Wort in deiner Sprache, das ich benutzen kann, um dir zu erklären, wer ich bin. Du selbst musst diesen Namen kreieren. Stelle dich deiner Angst.“

„Hör auf damit! Hör auf, in meinem Kopf zu dein Unwesen zu treiben!“

Hyron fiel auf die Knie und fasste sich an die Stirn. Tränen strömten über seine Wangen. Der Lichtstein purzelte zu Boden und sein Licht erlosch.

„Shuuu?“ Der Welpen schnappte sich das vermeintliche Spielzeug und apportierte es zur Mutter. Als das Jungtier den Stein berührte, brachen zarte Lichtstrahlen daraus hervor, deren Wärme Hyrons Haut erreichte. Der Dieb wurde aufgerüttelt. Niemand außer ihm hatte es je geschafft, das Leuchten hervorzurufen.

Hyron wischte sich die Tränen fort. Dann schloss er die Lücke zu dem Welpen. Das Jungtier hielt den Stein fest umschlossen im Maul und weigerte sich, ihn zurückzugeben. Hyron streckte die Hand aus. Der Welpen zog sich rasch zurück.

Einmal. Zweimal. Ein drittes Mal.

„Stopp!“ Hyron fluchte leise. „Was hast du vor? Das ist kein Spiel. Gib mir den Stein zurück. Er gehört mir!“

„Shuuu!“ Der Welpen trottete unter dem Bauch der Mutter hindurch, hin zu einer der Pfoten, wo er sich hinlegte und wartete. Die Eisenkette glänzte im fahlen Licht.

„Okay“, sagte Hyron. „Ich mache sie los, aber du musst mir versprechen, dass du mir den Stein danach zurückgibst, ja?“

Das Jungtier legte den Kopf schief.

Hyron ergriff sein Messer und hob es behutsam hoch: „Ich werde ihr nichts tun, ich brauche das Werkzeug, um die Schlösser zu knacken.“

„Ich weiß deine Vorsicht zu schätzen, Meister-

dieb, aber wertvolle Zeit läuft uns davon“, sagte die Mutter. „Ihr zwei müsst *jetzt* gehen. Lasst mich zurück. Die Jäger kehren zurück. Sie werden mein Kleines entdecken. Sie wächst jeden Tag und kann sich bald nicht mehr vor fremden Blicken verstecken. Hör auf, an meinen Ketten herumzufummeln. Flieht!“

Ein ungeheuerlicher Schrei rüttelte an den Wänden.

Hyron erstarrte. Sein Gehirn wurde heftig durchgerüttelt, seine Zähne schlugen schmerzhaft aufeinander, wie ein Karren, der über einen großen Stein hinwegsetzt. Die Wolfsdame zog ihre Pfoten so weit es ihr möglich war von Hyron fort. Der Welpen zuckte zusammen und wimmerte, als die Mutter sich zurückzog. Es war ein schmerzvoller Anblick und Hyron fühlte sich unweigerlich an seinen kleinen Bruder und Schwester erinnert. Sie war genauso hilflos und verängstigt. Wie konnte er sie zurücklassen?

Der Welpen tapste seiner Mutter hinterher und stupste das Schloss unnachgiebig an. Der Lichtstein fiel aus seinem Maul. Daraufhin biss das Jungtier in die Kette und zog und zerrte heftig daran, sodass Hyron befürchtete, es würde sich die eigenen Zähne ausreißen.

Der Dieb gesellte sich zum Welpen und versuchte, die aussichtslose Aktion zu unterbrechen. Es dauerte eine ganze Weile, bis er Erfolg hatte. Hyron hatte die Arme um den Hals des Tiers gelegt und sich mit seiner Schulter dagegen gestemmt. Die Zähne lösten sich nur widerwillig vom Eisen. Um das Wolfskind zu beruhigen, streichelte er es. Das Fell war flauschig wie ein Federkissen.

„Du kannst es nicht zerstören. Du tust dir nur weh“, flüsterte Hyron. „Ich mache das.“

Das Jungtier blieb wie erstarrt auf dem Fleck stehen und Hyron begann entgegen der Warnung der Mutter, die Schlösser zu knacken. Es war ihm unmöglich, das Muttertier zurückzulassen. Der Schmerz in den Augen des Welpen hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Denn er hatte sie gesehen: die Liebe, die die Kleine für ihre Mutter empfand. Ihr Tod würde die Seele des Welpen zerschmettern. Hyron war ein Dieb, kein Monster.

Mit Hochdruck fummelte und fuhrwerkte er mit seiner Klinge an einem Schloss nach dem anderen herum, bis er alle geknackt hatte. Vorsichtig entfernte er die schweren Ketten von den Pfoten. Wunde Haut und



hervorstehende Knochen traten darunter hervor.

Die Kleine tapste aufgeregt hin und her und stieß ein freudiges *Shuuu* aus.

Als Hyron fertig war, sprang ihn der Welppe stürmisch an. Hyron ging zu Boden. Eine warme und nasse Zunge fuhr ihm übers Gesicht. Die Kleine konnte sich nicht bremsen, und Hyron fand, dass das die feuchteste Erfahrung war, seit er vor ein paar Jahren in einen frischen Pferdehaufen gefallen war. Damals war er vom Vordach eines Bäckers gestürzt, bei dem er Brot hatte stehlen wollen. Der junge Dieb konnte nicht anders als laut zu lachen. Seine Lungen schmerzten. Die raue Oberfläche der Welpenzunge kitzelte ihn unaufhörlich.

„Aufhören!“, rief Hyron. „Halt, ich bekomme keine Luft mehr!“

Für den Bruchteil einer Sekunde waren alle seine Sorgen wie vom Erdboden verschluckt und er fühlte sich so, wie sich ein Junge in seinem Alter fühlen sollte: frei und glücklich.

Doch die dunklen Wolken am Horizont zogen rasch wieder herbei und sie erinnerten ihn an das Versprechen, das er Haliv, Helyn und Kira gegeben hatte. Das Glück fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen und Hyron erkannte die kalte und feuchte Höhle wieder als das, was sie war: eine lauende Gefahr unlösbarer Rätsel. Vorsichtig, aber bestimmt, schob er den Welpen von sich herunter, steckte sein Messer ein und stand auf.

„Das ist genug“, sagte er und er bedauerte es zutiefst. Dann wandte er sich an die Mutter: „Du bist jetzt frei.“

Hyron, der die Stimmen seiner Familie ihn an sein Versprechen erinnern hörte, nutzte den Lichtstein, um die Kisten mit den Lebensmitteln in der Dunkelheit auszumachen, aber sie waren fort. Er durchquerte die Höhle und fand nur Leere vor.

„Wo sind sie hin? Die Kisten und Körbe? Eben waren sie noch da! Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen!“

„Ich habe dir doch gesagt, dass sie nie hier waren. Deine Augen haben dir einen Streich gespielt. Du hast seit Tagen nichts gegessen, bist durstig und müde und verzweifelt.“

„Nein ...“ Hyron biss sich so fest in die Lippe, dass die trockene Haut aufriss. Eine schimmernde Perle Blut sammelte sich auf der Wunde. „Ich habe sie ausgespäht ... sie sind

reiche Händler mit Unmengen an essbaren Waren ... ich ... das kann nicht sein ... Was hab ich bloß getan?“

Hatte er halluziniert und somit seine Familie endgültig ins Verderben gestürzt?

„Es ist nicht deine Schuld, Meister Wüstendieb. Die Männer geben vor, Händler zu sein, in Wahrheit sind sie Schmuggler. Sie sind nicht das, was du denkst. Sie sind Jäger und sie wissen, dass du ihren heiligen Ort betreten hast.“

„Nein, das können sie nicht wissen. Niemand sieht mich jemals.“

„Genau wie ich müssen sie nicht sehen, um zu wissen. Sie spüren deine Anwesenheit. Nun gut, du wolltest wissen, wieso sie mich hierbehalten ... Willst du noch immer die Antwort auf deine Frage oder soll ich dir die Leichtigkeit des Nichtwissens gewähren?“

„Gib mir die Antwort.“

„Es gibt keine Worte, die die Teufelei zu beschreiben vermögen. Darf ich ... wie nanntest du es doch, ach ja, ein letztes Mal mein Unwesen in deinem Kopf treiben?“

„Ein letztes Mal? Gibst du mir dein Wort?“

„Du hast mein Wort.“

Augenblicklich fiel die Temperatur ins Bodenlose. Hyrons Atem malte weiße Wolken in die Luft und seine Venen zogen sich schmerzhaft zusammen. Seine Sicht verschwamm ein weiteres Mal und plötzlich schwebte er der Decke entgegen. Von dort oben überblickte er die ganze Höhle, die sich nach einer nebligen Verschleierung wieder klar und deutlich zeigte. Kaum etwas hatte sich verändert. Es roch feucht und es war finster.

Die Kreatur bewegte sich in der Dunkelheit. Die Eisenketten klirrten, als der Welppe an den Zitzen der Mutter trank. Er war winzig, gerade einmal so groß wie Hyrons Kopf. Das Junge verlor beim Treten das Gleichgewicht und purzelte auf den Boden. Die Mutter ermutigte die Kleine zum Weitertrinken und stupste sie sanft an. Sie fiepste laut, doch das Geräusch wurde vom donnernden Ruf metallener Stahlwaffen und dem rauen Lachen übertönt. Dunkle Taten kündigten sich an.

Die Mutter drängte ihre Tochter, sich zu verstecken, und der Welppe folgte rasch. Zielstrebig erklimmte die Kleine den Bauch der Mutter und verschwand im sicheren Beutel. Ein paar Bewegungen, bis sie es sich bequem gemacht hatte, dann hielt sie still.

Hyron beobachtete stumm, wie die Männer die Höhle betraten. Er erkannte die drei Jäger wieder, schließlich hatte er sie die letzten Tage verfolgt und ausgespäht. Es war ihm weiterhin ein Rätsel, wie sie ihn hatten täuschen können. Ihre Augen waren gerötet und von dunklen Schatten umrahmt. Die uralte Kreatur fauchte. Sie kauerte sich in ein Eck, war aber längst nicht so schwächlich und verletzt, wie Hyron sie kennengelernt hatte. Diese Erinnerung musste eine Weile zurückliegen.

Die Jäger – wie das Wesen die Männer genannt hatte – näherten sich dem wolfartigen Geschöpf. Einer von ihnen trug ein scharfes Messer, ein anderer einen hölzernen Stab mit einer Drahtschlinge am Ende. Er machte eine rasche Bewegung und fing die Schnauze der Kreatur ein. Das Drahtseil zog sich zu und schnitt feine, blutige Linien in Fell und Haut. Ein gequältes Heulen wappte durch die Höhle.

„Schnell“, sagte der dritte Jäger. „Lasst uns das Blut abzapfen und lasst ja keinen Tropfen fallen. Ich will keine Sekunde von dieser berausenden Macht vergeuden.“

Der Mann mit dem Messer trat vor und zögerte nicht, als er tief in die Pfote der Kreatur schnitt. Hyron biss sich auf die Unterlippe. Die Haut des Tieres gab nach und riss auf. Glänzendes Blut – die Farbe von Rubinen – strömte aus der Wunde hervor. Der Jäger, der gesprochen hatte, hielt ein tönernes Gefäß darunter, in dem er die Flüssigkeit auffing.

Die Kreatur versuchte, stillzuhalten. Sie sah aus, als wüsste sie ganz genau, dass es sicherer war, wenn sie sich nicht wehrte. Hyron wollte aus seinem Versteck hervorkommen und der Wolfdame helfen, aber er war wie festgeknotet. Er hatte keinerlei Kontrolle über seinen Körper. *Natürlich geht das nicht*, ermahnte er sich selbst, *das ist eine Erinnerung*.

Die Jäger verweilten in ihren Positionen, bis die Wunde zu bluten aufgehört hatte. Als der letzte Tropfen aufgefangen war, jubelten sie, als ob sie einen glorreichen Kampf für sich entschieden hätten. Einer nach dem anderen trank von dem Blut. Ihre Lippen färbten sich so rot wie jene feiner Damen, wenn sie sich mit teuren Farben bemalten. Hyron war dennoch nicht zum Lachen zumute.

„Lass sie los“, sagte der Mann mit dem Messer. „Sie muss sich ausruhen und wieder zu Kräften kommen.“

„Ja“, antwortete der Mann mit dem Draht

und band die Kreatur los.

„Wir sollten los“, sagte der dritte, nachdem er den letzten Tropfen aus dem Gefäß geschleckt hatte. Seine Hand zitterte. „Wenn wir zu lange hier verweilen, wird uns eines Tages jemand entdecken ...“

„Sei kein Feigling. Niemand wird sie hier finden. Wir haben sie gut versteckt und wir kümmern uns darum, dass niemand dem Lager zu nahe kommt. Bisher haben wir noch jeden Eindringling entdeckt. Keiner von ihnen hat das Lager je wieder verlassen. Das wird auch in Zukunft so bleiben.“

Der Jäger wischte die Klinge an seinem Hemd ab.

„Ich glaube nicht, dass sie lange in Gefangenschaft überleben wird“, sagte der Gefäßmann. „Sie wird ein paar Wochen aushalten ... ein paar Monate, wenn wir Glück haben. Bis dahin sollten wir die Umgebung absuchen. Irgendwo muss es weitere Exemplare geben. In den Legenden heißt es, dass sie immer im Rudel reisen. Wie heißt es so schön in den Geschichten? Ein Shettadin jagt niemals allein, also tun wir das auch nicht.“

*Ein Shettadin?* Hyron blinzelte. Es fühlte sich an, als würde er den Boden unter den Füßen verlieren und ins Unendliche stürzen. Es war unmöglich ein *Shettadin*. Diese Wesen waren Stoff aus Legenden. Uralte Legenden, von denen Eltern ihren Kindern erzählten. Die Shettadini wandelten einst in Chronian – so wurde es berichtet – lange bevor der Mensch seine Herrschaft antrat. Sie waren gar die Begleiter und Beschützer der *Drei Brüder*, der höchsten aller chronianischen Götter, gewesen. Doch das lag hunderte, wenn nicht tausende Jahre zurück. Wie bei den Sternen war es möglich, dass ein Shettadin auf der Erde wandelte? Hyron glaubte nicht an Mythen oder Religionen. Aber er hatte sie mit seinen Augen gesehen, die Kreatur, von der von Anfang an eine ungreifbare Aura ausgegangen war. Hatte er sich getäuscht? War sie wirklich ein magisches Wesen?

„Es gibt mehr von dir, nicht wahr?“ Die Stimme des Jägers mit der Klinge riss Hyron aus seinen Gedanken. Die Shettadin-Dame hielt dem Blick des Mannes stand und wagte es nicht, zu blinzeln. Für sie stand viel auf dem Spiel. „Ach, wie wohltuend! Die Wirkung des Blutes setzt endlich ein. Ich habe mich nicht mehr so jung gefühlt seit ...“

„Seit du dir die letzte Dosis vor zwei Tagen gegönnt hast?“

Die Männer lachten. Hyron war angewidert von diesem Verhalten.

Er beobachtete die Jäger genau. Ihre Haut begann sich zu verändern, ihre Augen wirkten wacher, die Augenränder waren verschwunden und selbst ihre Körperhaltung war präsenter. Energiegeladener.

Der Jäger mit dem Messer trat vor, um die Schnauze der Kreatur zu berühren, er fühlte sich mächtig und unverwundbar. Die Shettadin-Dame wich zurück.

„Nun gut, die Dame, sieh zu, dass du dich ausruhst. Wir werden deine Dienste schon bald wieder benötigen. Dein Blut ist mehr wert als Diamanten oder Gold. Ich weiß, dass da noch mehr von deiner Sorte sind. Jahrtausende habt ihr euch hinter Mythen und Legenden versteckt, doch damit ist jetzt Schluss. Ihr werdet auferstehen und du und deine Art werdet uns reich und berühmt machen. Keine Drecksarbeit mehr für diesen lausigen König, der uns nicht angemessen bezahlt. Kommt, Männer! Zurück an die Arbeit!“

In dem Augenblick, da die Männer die Höhle verließen, erzitterten die Grundfesten der Erde, zerfiel in ihre Einzelteile und hüllte alles in einen grauen, undurchdringlichen Nebel. Die Gravitation kehrte zurück und Hyron stürzte. Bevor er aber aufschlug, fand er sich sicher auf seinen Beinen wieder. Die beiden Shettadini blickten ihn erwartungsvoll an.

„Entschuldige diese holprige Reise, meine Kräfte schwinden.“

Hyron startete die Wesen an. Die Worte blieben ihm im Halse stecken. Noch immer verdaute er das Gesehene, nicht sicher, ob er einem Traum auf den Leim gegangen war.

„Diese Ratten, ... diese Monster. Ihrem Treiben muss ein Ende bereitet werden.“ Egal ob die zwei wolfartigen Tiere Shettadini waren oder nicht. Hyron würde nicht zulassen, dass sie weiter ihre Schandtaten begingen.

„Du kannst sie nicht aufhalten, Hyron“, sagte die Mutter. „Sie sind zu mächtig. Nimm die Kleine und versprich mir, dass du sie beschützen wirst.“

„Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich das ni-“

„Hör mir zu ... Die Freundschaft, die dich erwartet, wenn du meiner Bitte nachkommst, ist mehr wert als jedes Goldstück oder jeglicher

Brotlaib, den du heute erbeuten wirst. Nimm dich ihrer an, leide noch einen weiteren Tag Hunger, denn danach wird meine Kleine dir helfen, Essen zu finden für deine Familie, die *Carygane*. Du hast genau diese Entscheidung schon einmal gefällt. Erinner dich an den Tag, an dem du dem Mädchen, Kira, begegnet bist, die nun ein Teil deines Rudels ist? Ihr wart beide hinter derselben Beute her, ihr wart Feinde. Doch als sie angegriffen und schwer verletzt wurde, da hast du entschieden, eure Rivalität beiseite zu räumen und sie zu retten. Du hast es nie bereut, richtig? Ganz im Gegenteil, ich spüre, was du zu verstecken versuchst ...“

„Halt! Du hast versprochen, dass du nicht mehr in meinen Kopf eindringst!“ Sie war entgegen ihrem Versprechen nochmal in ihn eingedrungen, hatte seine Vergangenheit durchwühlt und sogar den heiligen Namen seiner Familie, *Carygane*, herausgefunden. Es gab keinen Zweifel, sie war ein übernatürliches Geschöpf.

„Das ist wahr, aber ich hatte nicht geahnt, dass du so stur sein würdest – wenigstens hatte ich gehofft, dass du die Wahrheit erkennst.“

Die Spannung zwischen ihnen wurde greifbar, wie ein Sturm, der mit aller Macht an den Blättern und Zweigen eines gigantischen Baumes zerrt. Hyron hatte keine Wahl. Seit die Erinnerung an das erste Aufeinandertreffen mit Kira in sein Bewusstsein zurückgekehrt war, sah er die unverhohlene Parallele der jetzigen Situation zu seiner Vergangenheit. Die Mutter hatte ihn genau dort, wo sie ihn haben wollte. Hyron fühlte sich schlecht, als ob er die beiden Kreaturen verraten würde, wenn er jetzt nicht nachgab. Die Schuld würde für den Rest seines Lebens auf seinen Schultern lasten.

„Führe uns nach draußen. Wir können zwar den Haupteingang nicht nehmen, aber du hast etwas von geheimen Tunneln erzählt, die nach draußen führen. Zeig uns den Weg, ich gehe hinten an und stelle sicher, dass deine Kleine nicht verloren geht.“

*O, ich hoffe, ich werde das nicht bereuen. Falls mich diese Aktion nicht das Leben kostet, wird mich spätestens Kira umbringen, wenn sie erfährt, was ich getan habe.*

Hyron befreite die Shettadin-Mutter von den Ketten, deren Schlösser er längst zuvor geknackt hatte. Nur mit größter Mühe gelang es ihr, den schmalen, aber groß gewachsenen

Körper ein paar Schritte vorwärts zu bewegen. Hyron ahnte, dass ihr Fluchtversuch ein gefährliches Spiel war. Der Welpen quiekte fröhlich, als die Mutter sich frei bewegte. Das Jungtier hüpfte erfreut um die Mutter, tänzelte und wedelte aufgeregt mit dem Schwanz. Mit jedem Schritt, den die Wolfsdame machte, gewann sie an Sicherheit. Hyrons Herz machte einen hoffnungsvollen Hüpfen bei diesem Anblick. *Wir können es schaffen!*

„Denk daran, du tust das nicht für mich oder für dich“, sagte Hyron. „Tu es für deine Kleine!“

„Rasch jetzt“, sagte die Mutter und kämpfte sich Schritt um Schritt hinein in den tiefen, dunklen Tunnel. Hyron hob die Hand mit seinem Lichtstein, aber die Kreatur warnte ihn, diesen zu nutzen. „Der Stein würde die Jäger nur auf unsere Spur bringen, wie Insekten, die dem Licht folgen. Unsichtbar wie Schatten müssen wir sein ... und ungehört. Still nun, ihr beiden Jünglinge.“

Die drei stiegen tiefer hinab in den Tunnel. Die Dunkelheit war so schwarz, so einnehmend, dass Hyron sie fast auf der Haut spüren konnte. Seine menschlichen Augen waren denen der Shettadini unterlegen und so stolperte und wankte er hinter den beiden hinterher, mit klopfendem Herzen. Seine Augen waren nahezu nutzlos. Zudem fiel es ihm schwer, sich auf dem unebenen Boden auf den Beinen zu halten. Die vierbeinigen Shettadini kamen schnell und elegant voran. Hyron sah nicht, was vor ihm lag, welche Gefahren seinen Weg kreuzten. Spalten, Stalagmiten, Stalaktiten oder gewöhnliche Felsbrocken machten ihm das Leben schwer. Und als ob diese natürlichen Feinde nicht genug waren, hörte er plötzlich wütende Stimmen aus der Ferne.

„Die Jäger“, flüsterte Hyron. Der junge Dieb beschleunigte den Schritt. Seine Beine zitterten und seine Trittsicherheit schwand.

Die Rufe wurden stetig lauter. Für einen Augenblick wunderte sich Hyron, ob sie nicht in die falsche Richtung liefen. Er machte einen Satz nach vorne, verlor das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. In seinem Kopf ging ein tosender Sturm los, und bevor er die Kontrolle über die Lage zurückbekam, packte ihn etwas am linken Knöchel und zerrte ihn zurück – mit aller Gewalt und unerbittlich.

„Hab ich dich! Der Dieb ist hier! Helft mir, schnell!“

Hyron trat nach seinem Fänger und verfehlte ihn. Er sah nicht, wo der Angreifer sich befand – also orientierte er sich an der Hand, die ihn gepackt hielt, und riet, wo der Mann sich befinden musste. Wie war es möglich, dass seine Verfolger so schnell waren und ihn in dieser allumfänglichen Schwärze so leicht ausfindig machten?

*Ich habe dich gewarnt! Ihre Kräfte sind weit größer, als du dir vorzustellen vermagst*, sagte die Shettadin-Mutter in seinem Kopf. *Mein Blut verleiht ihnen für gewisse Zeit besondere Fähigkeiten. Du hättest auf mich hören sollen! Wir sind zu schwach, um im Kampf gegen sie zu bestehen!*

Hyron blieb keine Zeit für eine Antwort. Die Jäger zerrten ihn weg von seinen Gefährten, dabei war es ihnen egal, dass er immer wieder zu Boden ging, sich an Stalagmiten oder Felsen stieß. Zurück in der Höhle warfen die drei den Dieb zu Boden und umzingelten ihn. Eine Faust traf ihn an der Schläfe. Grell leuchtende Sterne verzerrten sein Bild. Hyron war ein leichtes Ziel für die Männer. Schon jetzt fürchtete er das Messer, das sein Herz durchbohren würde, als ein dunkler Schatten über ihn hinwegsprang.

Der Shettadin war zurückgekehrt und attackierte die Jäger. Der Mann, der Hyron am Bein gepackt hatte, wurde gegen die Höhlenwand geschleudert. Hyron tastete hektisch nach seinem Lichtstein. Er stockte, als er feststellte, dass der Stein fort war. Zum Glück half ihm das leichte Schimmern, das von der Kreatur ausging, dabei, die Schemen der Jäger wahrzunehmen. Er ergriff sein Messer, bereit denjenigen anzugreifen, der es wagte, sich ihm oder dem Shettadin zu nähern. Die Kleine versteckte sich und Hyron war froh, dass sie sich nicht an dem Kampf beteiligte. Diese Männer kannten keine Gnade.

„Was hast du getan?“, rief einer der Jäger. „Du hast das Biest entfesselt. Du Narr! Es wird uns alle töten!“

Hyron biss sich auf die Lippe, Wut schwemmte durch seine Adern wie die heiße Mittagssonne, die alles verbrannte, das sich ihr in den Weg stellte.

„Ihr seid die Monster!“, konterte Hyron. „Ihr habt sie fast umgebracht und es war euch egal. Ihr verdient genau das, was euch hier und jetzt erwartet. Ihr werdet ihr nie mehr wehtun.“

Einer der Männer lachte schallend. „Hat es dich verzaubert? Armer Junge, du hast keine Ahnung, von dieser teuflischen Gestalt, sie

lenkt dich wie eine Marionette und du folgst ihr, ohne zu zögern. Sie wird dich töten, sobald sie uns vernichtet hat! Ihre Kräfte sind weitaus mächtiger, als du dir vorstellen kannst. Komm, hilf uns, das Monster wieder festzubinden, und wir werden ihr Blut mir dir teilen. Du wirst Dinge sehen und hören, die du noch nie wahrgenommen hast. Du wirst Fähigkeiten dein eigen nennen, die kein Mensch je zuvor besessen hat.“

Hyrons Griff schloss sich fester um seine Waffe.

Der Mann, der gerade frenetisch eine Rede gehalten hatte, trat nach vorne.

Hyron hielt den Atem an, als er die Iriden des Jägers sah. Sie glänzten so schwarz wie die Nacht, das restliche Weiß seiner Augen wirkte im Kontrast unnatürlich hell.

„Bleib stehen! Kehrt um und lasst euch nie wieder blicken, dann will ich eure Leben verschonen.“

Es war die letzte Möglichkeit, die Sache ohne Blutvergießen zu beenden. Doch der verbissene Blick seines Gegenübers gab Hyron die Antwort, ohne irgendwelche Worte zu wechseln. Diese Männer dachten nicht einmal daran, sich friedvoll zurückzuziehen. Ihr ganzes Dasein gierte nach Gewalt. Die Lust zum Töten war genauso unmenschlich wie die Farben in ihren Augen.

„Tötet den Jungen und legt das Monster wieder in Ketten. Wenn es versucht, euch zu töten, dann erlegt es und wir verkaufen die Einzelteile, dann werden wir wenigstens noch etwas Geld verdienen.“

In Hyrons Kopf legte sich ein Schalter um. Er stürzte nach vorne und griff den Mann mit der Peitsche an, der ihm am nächsten war.

Hyron war schnell. Er zielte auf den Hals des Mannes. Ein Streich, der normalerweise tödlich endete.

Doch sein Gegner agierte schneller. Die Peitsche seines Gegenspielers traf ihn ins Gesicht. Ein scharfer Stich fuhr ihm durch die Wange. Dieser Kerl war zu schnell für seine Augen gewesen. Er hatte nicht mehr als den Hauch eines schwarzen Schattens wahrgenommen.

Bis eben wollte Hyron den Worten des Shettadins keinen Glauben schenken. Er hatte sich nicht vorstellen können, dass die Männer übernatürliche Kräfte besaßen. *Diese verfluchten Halunken! Das hier wird schwieriger, als ich gehofft hatte. Bitte vergebt mir, Haliv, Helyn ... Kira. Ich*

*versuche, das hier zu überstehen. Ich werde euch nicht im Stich lassen. Aber jetzt muss ich zusehen, dass ich diesen zwei Wesen helfen kann. Sie brauchen meine Hilfe genauso wie ihr.*

Hyron wischte sich das Blut aus dem Gesicht. Es war Zeit, die letzten Kräfte zu bündeln. Der Wille, diesen Kampf zu überleben, ließ den nagenden Hunger in seinem Magen in den Hintergrund treten.

Die drei Männer umkreisten den Dieb und die Kreatur. Abgesehen von ihren Augen sahen sie wie normale Menschen aus, aber Hyron war alarmiert. Er durfte seinen Augen nicht mehr länger trauen. Es waren seine Instinkte, von denen er sich ab nun leiten ließ.

Die Jäger bereiteten ihren Angriff vor. Hyron schloss die Augen. Er weigerte sich, die Götter Chronians anzubeten. Sie hatten ihm in der Vergangenheit nicht geholfen, sie würden ihm auch jetzt nicht helfen. Stattdessen betete er zu seiner Familie, die einzige Sache, an die er wirklich glaubte.

*Meine lieben Carygane – steht mir bei!*

Hyron spürte die Bewegungen seiner Feinde. Sie schlugen rasch und hart zu. Zu schnell, als dass er sich allen dreien hätte erwehren können. Die Peitsche schlug nach seinem Kopf, das Messer nach seiner Hand. Die Axt des dritten Jägers trachtete danach, ihm den Schädelknochen zu spalten. Er entschied, der Axt auszuweichen, die Klinge des Messers zu parieren. Für die Peitsche hatte er keinen Plan.

Die Axt kam näher. Das Messer summete sein tödliches Lied ganz nah an Hyrons Ohr. Der Wüstendieb ließ von allem ab, was ihn aufrecht hielt. Wie ein Stein fiel er zu Boden. Axt und Klinge verfehlten ihn um Haaresbreite.

Die Peitsche bekam ihn am Fußgelenk zu fassen. Das Seil spannte sich fest um seinen Knöchel. Der Jäger zerzte ihn Stück für Stück mit kräftigen Zügen näher. Hyron rutschte über den Boden, wie ein klobiges Stück Holz. Was nun?

Der Dieb war in der Unterzahl. Er war im Netz der Spinne gefangen, wie eine Fliege, die sich aus den klebrigen Fäden nicht zu lösen vermochte und auf ihren unvermeidbaren Tod wartete. Der Jäger mit der Axt holte weit aus.

*Ob sie mich suchen werden? Ob sie mich vermissen werden? Ob Kira ...*

„Lasst von dem Jungen ab!“ Der Shettadin erhob seine Stimme, so gewaltig und eindrucksvoll, dass Wände und Boden erbeben.

Die Axt durchtrennte fleischliches Gewebe und zersplitterte Knochen. Heißes Blut spritzte in alle Richtungen. Dicke, rote Tropfen aus Blut durchnässten Hyrons Kleider. Die Flüssigkeit schmeckte nach nichts, was er je gekostet, und roch nach nichts, das er je gerochen hatte. Der Geschmack von rohem Fleisch brannte ihm auf der Zunge, ließ seinen Magen rebellieren, der Geruch von heißem Sand und das garstige Kratzen feiner Sandkörner kitzelten ihm unangenehm in der Nase. Er kostete die bittere Note der Unendlichkeit, die sich wie zäher Honig in seinen Adern ausbreitete. Das süßliche Leuchten der Sterne stach in seinen Augen wie feine Nadelspitzen. Die scharfe Unausweichlichkeit des Todes durchdrang ihn wie ein spitzer Pfeil, brachte sein Herz aus dem Rhythmus. In seinen Kopf ertönte ein schrilles Klirren, er presste sich die Hände auf die Ohren. Doch das Geräusch ließ nicht nach. Es war unmöglich, all diese Dinge zu empfinden – aber sie drangen in Hyron ein und brachten sein Inneres fast zum Zerbersten. Der Wüstendieb war überrumpelt von den Eindrücken, er fürchtete, von jetzt auf gleich ohnmächtig zu werden. Kein Mensch vermochte all diese Gefühle zu ertragen, die auf ihn einstürzten. Hyron fragte sich, wie viel Blut er zu verlieren imstande war und warum er keine Schmerzen fühlte. Da wurde ihm klar: Es war nicht sein Blut, von dem er gekostet hatte.

Die Macht der Shettadin-Dame schwand, zog sich zurück wie die letzten Wellen einer Ebbe, die sich stetig zurückziehen.

„Was hast du getan?“

„Ich tat, was ich musste“, sagte die Kreatur. „Ich habe dein Leben gerettet, Meister Wüstendieb. Du musst die Kleine beschützen. Ich habe die Zukunft gesehen ... du wirst noch so viele Leben retten, und eines davon wird so viel mehr wert sein, als du es dir je zu erträumen wagst. Versprich mir, dass du dich um mein Kleines kümmerst. Versprich es!“

„Ich verspreche es!“

Sein Versprechen donnerte durch die Höhle. Mit dem Verhalten seiner Worte verschwand auch die Präsenz des Shettadins, fortgeweht wie eine Wolke an einem windigen Tag, auf dem Weg in eine neue Zeit und eine neue, andere Welt.

„Shuuu! Shuuu!“

Der Schrei kam aus dem Nichts.

Als Hyron zu einem Warnruf ansetzte, verschluckte er weiteres Blut. Sein eigenes Blut begann daraufhin zu köcheln. Der Geist des Shettadins strömte durch seine Venen. Hyron rang nach Luft.

Die Männer lachten ihn aus. Als das Gelächter erstarb, wusste Hyron, dass etwas Schlimmes geschehen war. Sie hatten die Kleine entdeckt.

„Seht nur! Da ist ein Jungtier!“

„Fangt es!“

Zwei Jäger stürmten auf sie zu, versuchten sie mit aller Gewalt niederzuringen und festzubinden. Der Welpen war kräftig, hatte aber nie einen Kampf erlebt, bei dem ihm jemand etwas Böses wollte und die Kraft der dämonischen Männer war zu stark.

Hyron sprintete auf die Jäger zu. Seine Beine trugen ihn schneller, als er erwartet hatte. Seine Augen gierten nach jedem noch so winzigen Detail und die Dunkelheit hatte neue Farben angenommen, als ob jemand die Sonne angeknipst hätte. Mit seinen Händen als Waffen attackierte er seine Feinde. Die Wut des Shettadin trieb ihn an, sein Herz donnerte so laut in seinem Kopf wie das Schlagen von Hufen einer galoppierenden Pferdeherde. Die Jäger ließen den Welpen los, um ihr eigenes Leben zu schützen.

Hyron gewann an Stärke. Die Jäger fürchteten ihn. Ihr beißender Angstschweiß verriet sie. Mit je einer Hand packte er die Köpfe zweier Jäger und stieß sie mit aller Macht gegen die Höhlenwand und zerschmetterte ihre Schädel, als ob sie nichts weiter als zerbrechliche Tonkrüge wären.

Der dritte stolperte rücklings und entfernte sich. Seine Waffe ließ er dabei fallen.

„Ich flehe dich an“, bettelte er, „Bitte, töte mich nicht! Ich werde weder dir noch dem kleinen Monster etwas antun. Lass mich nur am Leben!“

Da lag etwas Trügerisches im Flehen des Mannes. War da nicht der Hauch eines Grinsens, das sich im Gesicht des Jägers andeutete? Hyron wurde zornig. Hielt der Mann ihn für naiv? Sein Herz schlug schnell und hart wie die Kriegstrommeln der königlichen Wüstenreiter, wenn sie in den Krieg zogen. Schweiß tropfte von seiner Stirn. Immer mehr Details seiner Umgebung nahm er wahr, bis er schließlich einzelne Staubkörner sah, die alles umgaben. In seinem Kopf tat sich laut kackend ein Riss auf.

Schmerz strömte durch ihn, wie ein reißender Fluss. Blut bahnte sich den Weg aus seinen Augen, der Nase und den Ohren über Gesicht und Hals. Dieses Mal war es sein Blut. Sein Körper kämpfte, hielt die Macht des Shettadins nicht länger aus.

Hyron verlor die Kontrolle. Sein Herz hämmerte so fest, dass er glaubte, es würde sich von innen heraus freiboxen wollen. Er *starb*.

Der Jäger lachte ihn schallend aus.

„Das war dein erstes Mal, nicht wahr? Du kannst nicht kontrollieren, was mit deinem Körper geschieht. Das Blut paralyisiert dich. Du musst es schon öfter nehmen, bis du derjenige bist, der die Kontrolle hat. Sieh mich nicht so an ... Ich habe dich gewarnt, die Kreatur würde versuchen, dich zu töten. Gut für mich jedenfalls. Ich töte dich, räche meine Freunde und dann nehme ich mir das Jungtier. Das sollte Entschädigung genug sein für deine Taten!“

Der Mann griff nach seiner Waffe und attackierte.

Hyron war unbewaffnet, dazu komplett gelähmt. Das einzige, was er tun konnte, war dem bärtigen, dreckigen Gesicht entgegen zu starren, das für seinen Tod verantwortlich sein würde.

*Hilfe*, flehte er, doch das Wort blieb in seiner Kehle hängen. Stattdessen kam ihm etwas anderes über die Lippen: „Shu-shu!“

Was sollte das bringen? Die Kleine war nicht ihre Mutter. Sein Gehirn fühlte sich wie ein aufquellender Schwamm an, der größer und größer wurde und der seinen Schädel zu zerreißen drohte.

Wahrlich wäre die Klinge, die seine Kehle durchschnitt, eine Erlösung von diesem höllischen Schmerz. Die Dunkelheit schmiegte sich an ihn, wie ein alter Bekannter. Hyron verkrampfte, aber nichts half, er war steif wie ein uralter, tief verwurzelter Baum. Der tödliche Stahl surrte heran.

Ein Schatten setzte sich über Hyron weg. Ein Schemen, der erstaunlich hell leuchtete. Unangenehm grell. Schmerzhaft strahlend. Hyron konnte nichts sehen, das grelle Licht hatte ihn erblinden lassen. Auch der Jäger torkelte geblendet zurück, seine Klinge schnitt durch die Luft. Er verfehlte Hyron. Heftige Schreie erfüllten die steinerne Halle, und der Klang reißender Haut und Sehnen ertönte. Die Rufe klangen bald schmerzvoller, dennoch schienen sie immer rascher zu verschwinden, in einem

blubbernden Gurgeln zu ersticken. Es war fast so, als würde Hyron hinfort treiben, tiefer und tiefer in das Erdreich versinken. Er schloss die Augen. Sie brannten wie heiße Kohle. Sein ganzer Körper zitterte unter der Macht der toten Shettadin-Dame, als ob ein Gift durch seine Blutbahnen strömte. Wenn das der Preis für solch eine Macht war, dann wollte er sie niemals besitzen. Das Blut des Shettadin kämpfte gegen seinen Körper. Es gehörte nicht dorthin.

Hyron ging zu Boden. Er landete hart auf dem Boden, etwas Warmes breitete sich unter seinem Kopf aus.

Hatte die Klinge des Jägers ihn doch getroffen?

Er neigte seinen Kopf zur Seite und sah das Strahlen seines Lichtsteins. Nur langsam konnten seine Augen das Licht wieder aufnehmen. Es bereitete ihm Schmerzen. Das Jungtier hatte den Lichtstein zwischen den blutigen Zähnen. Irgendwo daneben lag ein verstümmelter Leichnam. Hyron war erleichtert, den Angreifer tot zu wissen. Immer wieder fielen ihm die Augen vor Erschöpfung zu.

Eine weiche und warme Zunge leckte ihm das Gesicht. Mit einem Mal lastete ein schweres Gewicht auf seiner Brust. Ein klagendes Heulen klirrte in seinen Ohren. Eine Pfote schabte über seinen Oberkörper. Wieder und wieder.

„Shuuu“, erklang es laut und deutlich. „Shuuu!“

Ein schmales Lächeln zierte Hyrons Lippen. Es war erstaunlich. Eigentlich hätte er um sein Leben fürchten müssen, er war verletzt und am Ende seiner Kräfte und sein Magen krampfte vor Hunger. Doch jeder Tropfen Blut, der seinen Körper verließ, fühlte sich wie Erlösung an. Das Pochen in seinem Kopf ließ nach, sein Gehirn hörte auf, anzuschwellen, und der Druck nahm nach einer Weile sogar ab. Seine Adern kühlten ab, seine Muskeln entspannten sich und er war endlich wieder in der Lage, seine Gliedmaßen zu bewegen. Es tat weh, aber er hatte die Kontrolle zurück. Hyron öffnete die Augen. Die Kleine quietschte aufgeregt, als er sich langsam aufrichtete. Sie rutschte von ihm runter und turnte freudig um ihn herum. Der Lichtstein stets in ihrem Maul, sodass ihre wild tanzenden Schatten an den Höhlenwänden ihn willkommen hießen. Hyron war das Zentrum ihrer Aufmerksamkeit. Als er sich erhob, brummte sein Kopf. Der kleine Shettadin trabte heran

und übergab ihm den Lichtstein, dessen Licht schwächer geworden war.

„Danke.“

Hyron war schwindlig, aber er war zuversichtlich, dass er sich von seinen Wunden erholen würde. Langsam hob er den Stein in die Höhe. Das Licht offenbarte ein Blutbad. Die drei toten Jäger waren nicht mehr wiederzuerkennen und der Leichnam der Shettadin-Mutter lag reglos auf dem kalten Untergrund. Für einen Augenblick glaubte Hyron, dass sich der Körper regte, doch wandte er den Blick rasch ab. Er fürchtete, Geister und Dämonen heraufzubeschwören mit seinen dunklen Gedanken.

Mit seinem Ärmel wischte er sich das Blut aus dem Gesicht. Besonders seine Lippen reinigte er gründlich. Niemals wollte der Wüstenlieb mehr auch nur einen einzigen Tropfen Shettadin-Blut zu sich nehmen. Die Kraft mochte vielleicht praktisch in einem Kampf sein, doch der Preis war zu hoch dafür. Niemals wieder wollte er das Höllentor öffnen und sich fast im Strudel der Macht verlieren. Sein Herz würde das kein zweites Mal überstehen. *Das Geheimnis um die Macht dieses magischen Blutes*, schwor er sich, *nehme ich mit ins Grab*.

Zu seinen Füßen lag der Jäger, den der Welppe getötet hatte. Seine Kehle war aufgerissen, ein Teil seiner Nase fehlte und drei Finger waren spurlos verschwunden. Hyrons Magen rebellierte und dieses Mal war nicht Hunger die Ursache für dieses Gefühl.

Das Jungtier gesellte sich zu ihm. Das Fell der Kleinen schimmerte weiß wie das der Mutter, war aber verunreinigt durch unzählige Blutstropfen.

„Du hast mir das Leben gerettet“, sagte der Dieb leise und legte seine Hand auf die Stirn des Welpen. Das Fell war warm und flauschig.

„Shuuu“, kam die Antwort.

„Nun denn ... *Danke* ist wohl das Mindeste, was ich sagen kann. Danke dir ... oder wie du sagen würdest: shu-shu.“ Sie blickten einander an und in jenem Moment war ein Band zwischen ihnen entstanden, das Hyron niemals recht zu erklären vermochte. „Shushu. Ja, das ist es. Du heißt ab sofort Shushu.“

Shushu wedelte mit dem Schwanz. Ihr gefiel der Name.

„Die Leute da draußen dürfen niemals erfahren, was du bist, hörst du? Das wäre zu gefährlich. Jeder in Chronian kennt die Legenden der Shettadini. Also soll der letzte Shettadin einen

neuen Namen bekommen, einen Namen in meiner Sprache Tat'seo. Dieser Name wird dein Geheimnis bewahren und dich schützen. Du bist nun ein Tyragar – ein Geschenk, das mit einem Versprechen einhergeht. Gefällt dir das?“

„Shu-shu“, antwortete das Jungtier, als ob sie ihren neuen Freund verstanden hätte.

Dieser machte sich daran, seine Kopfwunde zu versorgen, als der Welppe zu seiner Mutter trotzte. Zärtlich stupste sie erst den Kopf, dann die Pfote der Mutter an. Hyron hielt inne, es schmerzte ihn, Shushu leiden zu sehen. Ein kalter Schauer durchfuhr ihn. Er wusste, was es bedeutete, jemand zu verlieren. Dunkle Erinnerungen bahnten sich einen Weg in sein Bewusstsein. Um diesen Fluch zu durchbrechen, sagte er: „Komm her, Shushu. Es tut mir leid, dass sie sterben musste. Komm mit mir. Ich habe versprochen, mich um dich zu kümmern und dieses Versprechen werde ich halten, was auch immer geschieht.“

Ein heftiges Stechen ließ ihn zusammenzucken. Die Leere in seinem Magen war unerträglich, aber es würde bald wieder bessere Zeiten geben, tief in seinem Inneren war er überzeugt davon. Er musste nur noch ein wenig durchhalten. „Komm, Shushu. Ich würde dich gerne deiner neuen Familie vorstellen und davor sollten wir das Lager der Jäger zumindest noch nach etwas Essbarem durchsuchen. Ich habe das Gefühl, dass wir dort fündig werden könnten.“

Aber Shushu ignorierte ihn. Sie kuschelte sich fester an den Kadaver der Mutter, sie suchte nach dem Beuteingang, in dem sie sich viele Monate lang versteckt hatte.

„Shushu, nein!“ Hyron versuchte, die Kleine wegzuziehen. Ohne Erfolg, denn sie war unglaublich stur und dazu stärker als er. Der Dieb ließ den Welpen los und sah zu, wie dieser den leblosen Körper absuchte. Shushu fand den Beutel und schob ihre Schnauze hinein. Als sie das Fell beiseiteschob, tauchten mehrere Näschen auf, die allesamt nach frischer Luft schnappten. Hyron eilte an Shushus Seite und staunte nicht schlecht, als er fünf weitere Welpen zählte. Diese waren aber kleiner und schwächer als Shushu. Eines nach dem anderen purzelte aus dem Beutel und sie blieben zitternd und quiettschend auf dem Boden liegen. Sie waren so dünn und klein, dass Hyron sich wunderte, wie sie überhaupt hatten überleben können. Ohne zu zögern schnappte er sich den Umhang eines der Toten und band daraus eine Tragetasche.



Die Jungen wogen kaum etwas. Jedes einzelne hob er sanft in den behelfsmäßigen Beutel. Ihre Felle hatten die unterschiedlichsten Farben, aber die Angst in ihren Augen einte sie. Hyron flüsterte ihnen wohlgesonnene Worte zu, um sie zu beruhigen. Vorsichtig schmiegt sich die Kleinen in den Stoff, der an Hyrons Brust ruhte und ihnen etwas Wärme zuführte.

„Habt keine Angst“, sagte er, obwohl er selbst sich große Sorgen um viele Dinge machte. „Ich halte euch warm.“

Shushu beobachtete Hyron mit Argusaugen. Als der junge Mann fertig war und jedes ihrer Geschwister verstaut hatte, stupste Shushu seine Hand an und zwickte ihn liebevoll in den kleinen Finger.

Hyron seufzte: „Weißt du, Kleines, das war zwar nicht Teil der Abmachung ... Trotzdem werde ich mein Bestes geben. Ich habe deiner Mutter versprochen, dich zu beschützen. Nun sind es eben statt ein Tyragar ganze sechs Tyragari. Von nun an gehört ihr zu den Carygani, meiner Familie. Ihr steht fortan unter meinem Schutz. Komm jetzt, Shushu, wir haben noch einen langen Weg vor uns.“

Shushu folgte ihrem Freund auf dem Fuß. Hyron war sicher, dass er nicht der einzige war, der diese dunkle und eisige Höhle endlich verlassen wollte.

Shushu heulte ein letztes Mal auf, als ob sie ihrer Mutter ein allerletztes *Auf Wiedersehen* zurief.

„Sie weilt nun in den Sternen. Möge sie in Frieden ruhen und über uns wachen.“

Die Welpen bewegten sich im Beutel. Hyron empfand es als sehr angenehm. Die Aufgabe, die vor ihm lag, war gefährlich, schmerzvoll und herausfordernd. Er brauchte Milch für die Kleinen, Futter für Shushu und außerdem etwas zu essen für Haliv, Helyn und Kira.

*Kira*, dachte Hyron und konnte ein Lachen nicht unterdrücken. *Kira wird mich umbringen, wenn sie sieht, wie viele Mäuler ich zum Stopfen mitbringe.*

Doch nach allem, was er in dieser Nacht erlebt hatte, fand Hyron die Kraft, um sich dem nächsten Abenteuer zu stellen und weiterzumachen. Er hatte ein Versprechen gegeben und er würde es um jeden Preis halten.

~ ~ ~

---

ANZEIGE

### Der Fluch von Vyntariz (Vaire J. Variz)

**Stechender Schmerz schoss durch seinen Geist und Körper. Ein erstickter Schrei beförderte Fæd zurück in die Welt der Lebenden. Überall spürte er unendliche Schmerzen wie tausend stechende Nadeln, die ihm den Verstand zu rauben drohten. Nicht der Winter hat mir meine Frau genommen. Farratir war es, der mich und meinen Jungen Idessas beraubte. Er hat meine liebe Frau langsam dahinsiechen lassen wie ein Tier. Das kann ich ihm nicht verzeihen. Niemals.**

*neobooks, 2016, E-Book, EAN: 9783738090314*



© Vaire J. Variz

## EDITION 9

### STEFAN LAMMERS

Lieber Aufsichtsrat, liebe Vorstandsmitglieder, liebe Belegschaft. Vielen Dank, dass ich heute zu Ihnen sprechen darf – zu diesem, wie ich Ihnen versichere, historischen Datum.

Erinnern Sie sich an das Jahr, als die Verbrechensrate weltweit in den Keller ging? Als Kripobeamte in allen Talkshows auftraten, uns etwas von „Vorbeugender Verbrechensbekämpfung“ erzählten und dabei aussahen, als könnten sie vor Kraft kaum laufen? Als die letzten verfeindeten Nationen das Kriegsbeil begruben und keine einzige Uno-Resolution durch ein Veto gestoppt wurde? Als die Sache mit den Elektroautos schließlich doch ins Rollen kam?

Nein? Nun ja. Sie müssen wissen, Sie erinnern sich nicht so wie ich. Mein Name ist Renfield und ich habe Ihnen heute einiges zu gestehen. Aber ich denke, ich fange besser von vorne an.

Nicht ganz von vorne, entschuldigen Sie, soviel Zeit haben wir heute nicht. Lassen Sie mich stattdessen nur ein klein wenig ausholen. Wann haben Sie eigentlich ihr erstes Selfie gemacht? War es 2005? 2010? Erinnern Sie sich, womit Sie es gemacht haben? Richtig – mit Ihrem Handy. Kleine Wunderdinger waren das, schon die ersten, aber als die Frontkameras in Mode kamen – das war schon eine gigantische Erfindung. Bis dahin hielten es alle für ganz logisch, wenn das Objektiv in die Richtung zeigt, in die der Fotograf schaut. Konnte ja niemand ahnen, dass das glatte Gegenteil eine der Erfolgsgeschichten des einundzwanzigsten Jahrhunderts werden würde.

Ahnen Sie, was diese Entwicklung ermöglicht hat? Nein? Ich werde es Ihnen sagen. Es hat etwas mit Spiegeln zu tun. Vielmehr: Dass man die nicht mehr brauchte. Es war dem kleinen LCD-Bildschirm schlicht egal, in welche Richtung die Linse des Handys zeigte, und auf Knopfdruck legte die Elektronik so viele wunderbare Kunstwerke in Ihrem Speicher ab, wie Sie nur wollten. Die Technik gewann die Herzen der Menschen und der Wegfall der Spiegel ... Sie werden überrascht sein, wer sich noch darüber freute.

Ich erinnere mich an einen späten Abend in einem verträumten Nest an der Adria, mein Herr und Meister und seine Gespielinnen hat-

ten gerade einen Touristen, den sicher so bald niemand vermissen würde, zum Frühstück vernascht. – Nun schauen Sie nicht so schockiert, Sie werden heute noch wildere Geschichten hören – Also: vernascht. Sie lagen im noch warmen Sand, und beschlossen, eine Runde zu schwimmen. Ich bewachte derweil ihre sieben Sachen, und schaute, ob der Tourist vielleicht etwas Brauchbares in seinen Taschen gehabt hatte und fand – richtig: ein Handy. Noch dick und schwer, wie man es damals so hatte, aber im Wesentlichen doch schon das Smartphone, wie Sie und ich es heute tragen. Viel wusste ich nicht darüber, nur, was man halt so auf langen Eisenbahnreisen liest, während man die Särge der Herrschaft bewacht, aber die wesentlichen Funktionen hatte ich sehr schnell raus ... Was? Ja, das läge nahe, aber: nein. Für Pornos war das mobile Netz damals viel zu langsam.

Jedenfalls war ich einigermaßen vertieft, als mein Herr und Meister aus dem Wasser kam und mit seinen langen, tropfnassen, schwarzen Haaren und der wunderbar hellen Haut breitbeinig vor mir stand und sagte: „Renfield! Was hast du da?“ Schneller als ich mich bewegen konnte, nahm er mir das Gerät aus der Hand. „Ist das eins von diesen neuen Handys? So ein smartes Telefon, mit dem man auch Musik abspielen und Fotos machen kann?“

Ich nickte und hoffte, dass das Gerät keinen Schaden nehmen würde. Er schien sich überhaupt keine Sorgen zu machen, ob die auf das Gehäuse fallenden Tropfen vielleicht eine Gefahr für die empfindliche Elektronik darstellten.

„Zeig es mir!“

Ich muss für einen Moment verwirrt oder begriffsstutzig ausgesehen haben, denn er wiederholte es gleich.

„Zeig es mir, Renfield. Wie macht man Fotos?“

Ich nahm ihm das Handy wieder aus der Hand, schaltete auf die Foto-App und erklärte die verschiedenen Schaltflächen.

„Der Knopf – Foto. Der Knopf – Selfiekamera. Der Knopf – Blitz.“

„Blitz?“

„Blitz für Foto im Dunkeln.“

„Sehr gut, Renfield! Aus dir wird noch ein richtiger Techniker!“

Während ich noch überlegte, ob er das als Lob meinte, fotografierte er mich. Dann stellte er auf „Selfie“, drückte ab und gab einen Laut der Überraschung von sich.

„Wahnsinn. Renfield – schau dieses Bild. Das bin ich. Das muss das erste Lichtbild von Graf Dracula sein. Renfield, weißt du, was das bedeutet? Renfield? Das erste Foto.“

Seine Stimme brach vor Rührung. Und den Rest der Nacht sollte ich das Handy nicht wiedersehen. Der Herr Graf tummelte sich mit Sonja und Isabella am Strand und im Hotel und ich musste im Zimmer des Touristen nach dem Netzteil suchen und von der Rezeption eine weitere Speicherkarte besorgen lassen. Als der Morgen graute, verabschiedete sich die Herrschaft in ihre Särge und ich hatte den Auftrag, tagsüber möglichst viele der Bildchen zu Papier zu bringen. Ja, Sie ahnen es – es kümmerte niemanden, wann der arme Renfield Schlaf fand.

Wie Sie es aus Ihrer normalen Welt kennen, breitete sich die Handyseuche auch unter den Vampiren aus. So sehr, dass es wenige Jahre später zum guten Ton gehörte, bei Tisch stets das neueste Modell neben seinem Glas liegen zu haben. Und dann, wiederum wenige Jahre später, das Gerät kunstvoll halb verborgen mit sich zu führen und es zu Beginn der Konversation oder des Gemetzels, nicht ohne Nennung des Markennamens, auf stumm zu schalten und wieder wegzustecken.

Nicht wenige der Meister und Meisterinnen – die seit Jahrhunderten kaum wussten, wohin mit ihrem Geld –, stiegen in die großen Unternehmungen ein und einige erkannten gar, dass Social Media Apps so etwas wie ein Lieferservice für Ihresgleichen werden könnten und schlugen sich ganze Tage im Keller mit App-Programmierungen um die Ohren.

Tatsächlich funktionierte ein intern Swipe-Your-Meal genanntes Programm so gut, dass die Herrschaften meine Dienste bald nur noch benötigten, um den Abfall ihrer Fastfood-Mahlzeiten zu entsorgen.

Ich hatte Zeit und nutzte sie: Zusammen mit dem einen oder anderen nun ebenfalls unterbeschäftigten Faktotum gründete ich eine Detektiv-Agentur für die Suche nach verschwundenen Menschen. Sie ahnen, warum es uns leicht fiel, die Leichen nach etlichen Wochen harter Arbeit plus Spesen aufzuspüren. Natürlich in der löblichen Absicht, solvente Angehörige von quälenden Zweifeln und Sorgen zu befreien. Wir waren so gut, dass selbst die menschliche Polizei uns auf die Schliche gekommen wäre, hätte die Herrschaft nicht in weiser Voraussicht so ziemlich alle Polizeipräsidentenstellen mit

einem Faktotum besetzt.

Bitte? Ja, sie haben richtig gehört. Wenn Sie jetzt mit Fackel und Mistgabel losziehen möchten, werde ich Sie nicht hindern – aber vielleicht mögen Sie erst den Rest meines Geständnisses hören? Ja? Sehr verbunden.

All dieses Detektieren und sicher auch die Unsumme an Geld, die es uns eintrug, sorgten allerdings für einen gewissen Ruf. Und so konnte es uns nicht wirklich verwundern: als es ernsthafte Probleme gab, wurden ich und einige Kollegen mit der Aufklärung der Fälle betraut.

Zuerst waren es nur ganz wenige, dann innerhalb Wochenfrist immer mehr. Es wurde zu einer grausamen Epidemie. Weltweit, scheinbar wahllos, verschwanden hochangesehene Vertreter des Vampirgeschlechts. Meister und Meisterinnen gleichermaßen, uralte wie blutjunge – nur eins hatten sie gemeinsam: sie waren alle reich. Das ist nun, Sie denken es sich schon, für einen Vampir nicht wirklich etwas Besonderes – aber diese lieben Entschwundenen gehörten zur Crème de la Crème, zu den reichsten der Reichen – und entsprechend empört und vorsichtig waren bald die Anführer und die Großen des Geschlechts, und nicht nur die. Kaum ein Vampir ging noch vor die Tür, manch einer verließ kaum noch seine Gruft. Dennoch ging das Verschwinden weiter.

Ich erinnere mich an Graf Olaf, dessen Verschwinden sich – Glückes Geschick! – kaum eine Autostunde von meiner Residenz entfernt auf einer seiner Wasserburgen zugetragen hatte. Ich eilte hinzu und seine Haushälterin öffnete mir das Tor.

„Ich habe nichts angefasst. Alles ist unverändert!“

Ja, auch Haushälterinnen schauten sonntagabends Krimis. Nun gut – Hauptsache, ich konnte mir das mal in Ruhe ansehen. Graf Olaf war nun seit drei Nächten nicht mehr gesehen worden. An sich nicht ungewöhnlich – wäre da nicht die seit vielen Wochen andauernde Angst davor, das sichere Heim zu verlassen. Außerdem, was noch schwerer wog: im Studierzimmer des Herrn Grafen wurde sein Handy auf dem Fußboden liegend gefunden.

Es lag noch dort, wie Madame Haushälterin es gefunden hatte – mit dem Display nach unten, neben dem Schreibtischsessel. Vorsichtig, nur den Rand berührend, hob ich es auf und machte mit meinem eigenen Gerät ein Foto von den Schmutzschlieren auf dem Glas. Es war

allerdings kaum etwas zu erkennen. Nun, vielleicht wissen Sie es nicht, aber Vampire hinterlassen wenige Spuren. Schon gar keine Fingerabdrücke.

Ich schaltete das Gerät ein, aber natürlich war der Akku leer. Auf dem Schreibtisch war kein Ladekabel, aber eine Art Mousepad mit Stromkabel. Ich legte das Handy dort ab und es begann mit einem zufriedenen *Pling* zu laden. Natürlich – nur die neueste Technik für Graf Olaf.

Ein schneller Rundgang ergab abgeschlossene Fenster und Türen. Ein feiner Staub lag über allem und kündete von einer Abneigung, mal zu lüften oder gar die Haushälterin zum Putzen in das Zimmer zu lassen. Vielleicht war der Graf als Fledermaus durch den Kamin. Ein Weg, den Vampire eigentlich seit Jahren meiden. Man müsste dabei das Handy zurücklassen. Andererseits würde dies das Auffinden des Geräts erklären.

Nach längerer, unergiebigem Untersuchung kehrte ich zum Handy zurück, dessen Akku inzwischen bei dreißig Prozent war. Hatte ich die mangelnden Fingerabdrücke der Meister und Meisterinnen erwähnt? Nun ja, also schützte auch Graf Olaf sein Gerät mit einem guten alten Pincode. Ich gab 1405 ein, das Geburtsjahr des Grafen. Dann 1434, sein Todesjahr – und ich war drin.

Ich merkte bald, dass ich ein Vorserienmodell in Händen hielt. Die Apps starteten rasend schnell, viele Programme waren noch unbenutzt, im Fotospeicher fand ich nur ein einziges Bild – ein Selfie, aufgenommen in eben diesem Studierzimmer.

Das Bild war von brillanter Qualität – ich hatte gehört, bei diesem Gerät hätte man auf besonders großartige Selbstporträts Wert gelegt. Augenscheinlich mit Erfolg. Ich widerstand der Versuchung nicht länger und machte eine Aufnahme von mir. Großartiges Bild, ich kann es Ihnen gelegentlich zeigen.

Mehr gab es hier nicht zu ermitteln. Ich kehrte heim. Natürlich nahm ich das Handy mit.

Bitte? Nein, Diebstahl konnte man das unmöglich nennen, schließlich handelte es sich um Beweismaterial.

Ich erstattete Dracula Bericht. Er war tief betroffen. Schließlich hatte er im 18. Jahrhundert einige aufwühlende Jahre mit Olaf in den Kellern und auf den Barrikaden von Paris verbracht.

Er tat nun, was er längst hätte tun sollen. Er berief eine Versammlung der Oberhäupter und Anführerinnen der verschiedensten Länder und Organisationen der Welt in eines seiner Hotels in Norditalien ein. Alle kamen – waren doch jedem von ihnen aus Angst vor der unbekanntem Gefahr die Zügel über ihr jeweiliges kleines Imperium längst entglitten. Sie erinnern sich an meine einleitenden Worte zu Verbrechen, Frieden, Brüderlichkeit, Lalala? Die direkte Folge.

Zur Vorbereitung der Gespräche war eine Gala mit Gemetzel und Tanz geplant – so viel war man sich schuldig. Doch zuerst bauten sich alle 87 im Treppenhaus auf und ich wurde damit betraut, ein Foto fürs Internet zu machen. Was für eine Verschwendung hervorragender Technik, das Bild einer solchen Kamera für das Internet zu nutzen, dachte ich bei mir, suchte einen möglichst vorteilhaften Winkel, schaltete den Blitz ein und nahm ein Bild auf, um diesen Moment für die Nachwelt festzuhalten. Das Bild erschien mir auf dem Display ganz hervorragend gelungen zu sein, aber das Klirren von 87 Sektgläsern, die auf den Treppenstufen zerbarsten, ließ mich aufblicken. Ich sah noch eine gewaltige Staubwolke zu Boden sinken. Sie können sich denken, wie verblüfft ich war.

Um nicht zu sehr auszuschweifen – ja, das neue Handy hatte einen Tageslichtblitz. Nein, keine Zwischenrufe bitte, Sie werden bald verstehen. Der Blitz war völlig neu, ein kleines Wunderwerk der Technik – großartig, energiesparend, und in vielerlei Hinsicht verwandt mit Sonnenlicht. Und richtig – jeder einzelne der Vermissten hatte beste finanzielle Verflechtungen mit dem Handybauer und war selbstredend mit Testmodellen ausgestattet worden.

Auf der Testamentseröffnung für den verwehten Grafen Dracula begleitete ich seine zwölf ältesten noch lebenden Nachkommen. Ich erbte sogar etwas – eine bescheidene Summe, sowie die Sammlung großer schwarzer Kutschen, in denen ich seine Grafschaft einst durch Transsylvanien chauffiert hatte.

Doch Draculas Vermächtnis bestand hauptsächlich aus einem überwältigenden Aktienpaket. Er hatte sich im letzten Jahrzehnt die Mehrheit an vielen wichtigen Handybauern, Netzwerken und Softwarefirmen zusammengekauft – und übergab dieses nun gerecht verteilt auf seine zwölf ältesten Nachkommen.

Ich wurde aus dem Saal geschickt, die Zwölf wollten gemeinsam besprechen, was zu tun sei.

Ich ging hinab in die Küche, einige Fliegen fangen, und sann darüber nach, ob ich überhaupt einem von ihnen noch Gehorsam schuldet. Gerade als ich zu einem Ergebnis kam und meinen Mantel holen wollte, wurde ich wieder in den Saal gerufen.

Zwei Tage später war ich Aufsichtsratsvorsitzender aller nennenswerten New-Economy Firmen dieser Welt und zwei Wochen später arbeiteten die meisten Entwicklungslabore und Universitäten daran, H. G. Wells Traum wahr zu machen. Und was soll ich sagen – kaum 150 Jahre später saß ich in einem wunderschönen, reich verzierten Gefährt und kehrte auf Knopfdruck zurück an den bewussten italienischen Strand an der Adria. Sie erinnern sich gewiss.

Ein langes, intensives Gespräch mit dem Grafen Dracula folgte. Als Beweis hatte ich jenes Handy mitgebracht – der Akku war erneuert und der Blitz noch gut. Es war schade um Sonja und Isabella, aber schließlich war der

Graf ganz Ohr. Und ist sehr zugänglich und meinen Ideen aufgeschlossen, seit jenem Tag. Und ich achte immer darauf, mein Handy aufgeladen zu haben.

Warum erzähle ich Ihnen das alles – nun ja, ich weiß, Sie haben auf Ihrer Roadmap jenen besonderen Tageslichtblitz, und als Ihr neuer Chef-Techniker muss ich Ihnen leider mitteilen, dass wir diesen von der Liste streichen werden. Genau genommen lassen wir einfach das Modell 9 aus.

Ich vermute, Sie fragen sich, warum Sie mir innerlich so gewogen sind, statt mir heftig zu widersprechen. Lassen Sie mich einfach sagen, mein Herr und Meister hat Kraft seines Blicks schon ganz andere in seinen Bann geschlagen – was denken Sie, wer heute Vormittag die neuen Mitarbeiterfotos geschossen hat?

Also – das wäre alles! Jetzt, wo wir uns alle einig sind, zurück an die Schreibtische!

Ich danke Ihnen für Ihr Engagement.

~ ~ ~

ANZEIGE

### Wenn des Nachts der Tag erstirbt (Isabell Hemmrich)

Wenn in sanfter Morgenstunde ein Bächlein hell erklingt und tiefschwarze Rachegeleüste dem Quell idyllischer Kleinstädte entspringen, verheißt der Tag nichts Gutes.

Wenn in stechender Mittagshitze Menschenfleisch zu faulen droht und fahles Licht ein Gotteshaus in Qual erstickt, verheißt der Tag nur Unheil.

Wenn im blauen Dunst des Abends alte Legenden sich trügerisch wahrhaftig zeigen und sinistre Wesen aus dem Walde kriechen, verheißt der Tag schon früh nur Böses.

Wenn schließlich in dunkler, dunkler Nacht die Schatten zur Gewissheit werden und Geister der Vergangenheit mit Flammenglut die Welt verzehren, dann erstirbt der Tag zum letzten Mal ...

Im Verlaufe eines schreckensreichen Tages erblickt der Leser in diesem Band 16 unheilvolle Geschichten, die ihn bis zum Ende in finstere Träume hüllen.



© Grey Gull Publications

Grey Gull Publications 2021, 236 Seiten, 13,00 €

ISBN TB: 9783754115374

Auch als Hardcover und E-Book erhältlich

## ES IST NICHT LEICHT, DER BÖSE ZU SEIN MANUEL OTTO BENDRIN

Ein ohrenbetäubender Knall erschütterte das Gebäude in seinen Grundmauern. Loser Putz rieselte von der Decke und mehrere Spinnen fanden sich unversehens auf dem Boden wieder, wo sie verstört umherhuschten.

Rostan stellte seine Teetasse auf den massiven Schreibtisch vor sich ab und stieß einen herzhaften Fluch aus. Hastig tupfte er mit einem Tuch Teesprenkel von dem offenen Buch vor sich, bevor er stutzte: Von draußen wehten Flüche und Waffengeklirr herein.

Der spindeldürre Greis stürzte an ein Fenster und blickte in den Innenhof. Das gusseiserne, zwei mal zwei Meter große Tor lag rauchend auf dem Boden und sieben Gestalten fielen durch den nun offenen Durchgang ein. Rostan schürzte die farblosen Lippen zu einem schmalen Schlitz. Entweder war ein Magier unter ihnen oder ein Sprengstoffkundiger. Beides war ebenso unerwünscht wie ihr verfrühtes Eintreffen.

Rostan hatte eigentlich erwartet, dass die selbsternannte Heldenbrigade frühestens morgen hier ankommen würde. Ärgerlich. Das bedeutete, er musste seinen gesamten Zeitplan verwerfen.

Nach einem letzten, wütenden Blick auf den im Hof entbrannten Kampf zwischen Eindringlingen und Soldaten fuhr Rostan herum und stürmte ungehalten aus dem mit Büchern überfüllten Raum.

Er eilte durch einen langen, schmalen Gang und über drei Steinstiegen. Schließlich balancierte er über knarrende Eichenplanken, die an der Innenseite der Außenwand befestigt waren und neben denen ein zwei Stockwerke tiefer Abgrund gähnte. Auf der höchsten Ebene befand sich lediglich ein einzelnes, kreisrundes Zimmer, welches ein schmaler Säulengang umschloss. Einst hatte sich hier nur ein Erker befunden, aber Rostan hatte diesen für seine Zwecke ausbauen lassen, sodass das mächtige Gebäude nun wie eine Kathedrale aussah, deren Bau man nach dem ersten Turm abgebrochen hatte. Im Turmzimmer empfing ihn trübes Zwielicht. Regale voller Tiegel und Gläser, sowie Bündel von getrockneten Kräutern und Tierteilen, die an den Deckenbalken hingen, staubten selig vor sich hin. In der Mitte lag ein

aschgrauer Teppich, den Rostan ergriff und mit einem Schwung, den man dem alten Mann nicht zugetraut hätte, umdrehte.

Staub explodierte daraus und verteilte sich gleichmäßig im Raum. Hustend und niesend wedelte Rostan ungeduldig den Dreck vor seinem Gesicht weg. Auf dem Teppich zeigte sich nun ein komplexes Muster aus Linien, Sigillen und Runen. Der Mann genehmigte sich ein selbstzufriedenes Lächeln: Er hatte gewusst, dass sich diese Investition eines Tages auszahlen würde. Das Muster aufzuzeichnen hätte ihn sonst Stunden gekostet.

Als er gerade seine moosgrüne Robe vom Haken nahm, erklangen eilige Schritte auf den Holzstufen. Rostan seufzte leise. Noch etwas, um das er sich kümmern musste. Er zog sich die Robe an und schob die Kapuze über seinen kurzen, grauen Schopf. Sofort riss er diese wieder herunter und ein paar Motten flatterten ungehalten davon.

In der Tür tauchten zwei wettergegerbte Soldaten in Kettenhemden auf. Der linke Soldat, dessen Kinn eine alte Narbe zierte, salutierte kurz.

„Sir.“ Er wartete einige Sekunden vergeblich auf eine Reaktion, ehe er sich räusperte und mit kräftiger Stimme fortfuhr: „Die Eindringlinge haben die Außenwehr überwunden.“

„Ach, wirklich?“, kommentierte der Alte sarkastisch, gefolgt von einem Niesen.

„Gesundheit. Wir konnten das Haupttor rechtzeitig versiegeln. Selbst der Magier wird da nicht durchkommen. Sie werden also durch das Kellerlabyrinth müssen.“

„Gut. Gut.“

Rostans Finger tasteten über ein Regalbrett, verschoben Tiegel und Töpfe. Wo war es denn? Es sollte doch eigentlich genau hier ... Sein Ärmel blieb an einem Gefäß hängen und schob dieses vom Brett. Klirrend zerbarst der Ton und gab einen strengen alkoholischen Geruch frei, während sich der schleimige Inhalt auf dem Boden verteilte.

Rostan schrie frustriert auf und riss seine Hände zurück, wobei drei weitere Tiegel den Weg alles Irdischen gingen. Der Alte verdrehte die Augen gen Decke und ließ seine Hände anklagend auf die Oberschenkel klatschen.

„Ich kann so nicht arbeiten!“, verkündete er ungehalten.

„Sir ...“, wagte der Wortführer seiner Soldaten einen neuerlichen Anlauf.

„Was?“, blaffte Rostan ihn an. „Wieso seid ihr noch hier?“

„Sie haben einen Magier dabei.“

„Das sagtest du schon! Umso wichtiger, dass ihr eure verfluchte Arbeit macht und wo bleibt Lidja? Warum hat mir noch niemand dieses verfluchte Weibsbild hierher gebracht?“

„Sir ...“ Der Soldat seufzte und machte eine vielsagende Kopfbewegung in Richtung eines verschlossenen Schrankes. „Sie. Haben. Einen. Magier.“

Rostan setzte zu einem neuerlichen Wutausbruch an, bevor er stutzte. Sein Blick folgte der Geste und Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag.

„Ach ja ... Stimmt.“

Er ging zu dem Schrank und vollführte eine schnelle Geste, worauf die Türen aufsprangen. Ordentlich sortiert und beschriftet hingen dort knapp zwanzig Schlüssel, von filigran bis klobig. Während er die Reihe abfuhr, murmelte er leise vor sich hin. Schließlich nahm er einen massiven Eisenschlüssel vom Haken und warf ihn dem Soldaten zu. Dessen Augen weiteten sich, als er das Metallstück erkannte.

„Lisel? Sicher?“

„Wir wollen doch kein Risiko eingehen, nicht wahr?“, fragte Rostan und ein böses Grinsen teilte seinen weißen Bart. „Das wird dieses Pack lehren, meine Pläne zu stören.“

„Jawohl, Sir.“ Die Männer salutierten und verschwanden.

Vielleicht war der Basilisk tatsächlich ein wenig überreagiert, aber Rostan hasste Zeitdruck. Es machte ihn nervös und fahrig. Unzählige Zutaten und Artefakte hatten auf diese Weise bereits ein vorschnelles Ende gefunden.

Kurz sah er auf das Chaos am Boden nieder und ein leises Stöhnen entwand sich seiner Kehle. Das musste jetzt warten. Wenn es etwas gab, das er noch mehr verabscheute als selbstherrliche Helden, dann waren es übermütige Helden, die sich nicht einmal an Zeitpläne halten konnten. Wo war nur die gute alte Zeit geblieben, als alles noch strengen Regeln und Ritualen folgte?

Mit dem Fuß schob er die Scherben zur Seite und kramte weiter zwischen den dunklen Regalböden herum. Er musste dringend ein oder mehrere Kandelaber herschaffen lassen. Dieses Zwielflicht eignete sich keinesfalls dazu, schnell irgendwelche Dinge zu finden.

Gerade, als er aus einem schattigen Winkel eine Kristallkugel hervorzog, öffnete sich die Tür erneut und ein Soldat trat ein. Kurz verneigte er sich, ehe er den Blick auf die Frau hinter sich freigab.

Sie trug schwere Eisenringe um ihre Handgelenke. Graues Haar umwölkte in zerzausten Locken ihr feines Gesicht, auf dem brauner Lidschatten um die Augen verschmiert war. Das weiße Büßergewand, das man ihr gegeben hatte, verhüllte kaum ihren hochgewachsenen, hageren Leib. Die tiefen Lachfalten um die Augen wollten nicht zu dem ernsten, beinahe ungehaltenen Ausdruck ihres Gesichts passen.

Der Soldat führte die Frau in die Mitte des Raums, wo er die Kette, welche ihre Handgelenke verband, auf einen Haken hängte. Diesen zog er hoch, bis die Frau sich zu ihrer vollen Länge streckte.

Rostan nickte kurz und stellte die Kugel auf einem Tisch ab. Vorsichtig blies er den Staub von dem schwarzen Gestell und dem Kristall.

„Wie steht es?“, fragte er in den Raum und nieste.

„Gesundheit.“ Der Soldat unterdrückte ein Schmunzeln. „Sie sind jetzt im Labyrinth. Bisher gab es keine Verluste; weder bei uns noch bei ihnen. Drei Fallen haben sie unverletzt überwunden.“

Rostan schnaubte.

„Wenn der Magier stirbt, bekommt ihr alle einen Monatssold extra. Einen Jahressold, sofern es keiner von ihnen bis hierher schafft.“

Der Mann keuchte erschrocken auf.

„Sir? Wirklich?“

„Seit wann scherze ich über dergleichen?“ Rostan wandte sich ihm zornig zu. „Weißt du, was ich hasse? Unpünktlichkeit. Und weißt du, was ich noch viel mehr hasse? Unangemeldeten Besuch, der meine Planung über den Haufen wirft.“

Der Mann verneigte sich hastig. Hinter Rostan erklang ein schnaubendes Lachen. Der Alte warf Lidja einen düsteren Blick zu, ehe er sich der Kristallkugel zuwandte. Mit zwei leisen Worten brachte er sie zum Glühen und kurz darauf zeigte sie das Labyrinth von oben. Sieben Gestalten arbeiteten sich vorsichtig hindurch. Bisher schienen sie – von einigen Blessuren abgesehen – noch weitestgehend unversehrt.

Kopfschüttelnd ließ Rostan den dünnen

Zeigefinger über die Kugel gleiten und das Bild verschwamm, um in einen Garten überzugehen. Umgeben von einer hohen Mauer war er der Inbegriff des Friedens. Sattes, grünes Gras. Unzählige bunte Blumen und blühende Sträucher. Gepflegte Kieswege führten an Statuen aus weißem Marmor vorbei. Krieger in heldenhafter oder kämpferischer Pose. Dazwischen das steinerne Abbild eines Basilisken. Es sah aus wie eine in Stein gehauene Schlachtszene zwischen Mensch und Untier, inmitten der Bewegung erstarrt.

Wieder änderte eine Fingerbewegung das Bild. Nun im Gebäude. Der große Saal am Fuß der breiten Treppe war ... erschreckend leer. Rostan beugte sich vor und starrte auf die Kugel.

„Wo sind die Soldaten?“, fragte er lauernd.

„Die Nachtschicht schläft und die Spätschicht ist noch beschwipst von gestern.“

Unwillkürlich rieb Rostan sich über die Augen. Er spürte einen vertrauten, sauren Geschmack auf seiner Zunge. Nicht aufregen. Das gab nur Sodbrennen.

„Dann müssen sie halt angesoffen und müde kämpfen! Dafür bezahl ich euch schließlich!“

Der Soldat zuckte leicht zusammen und verneigte sich hastig. Als er hinausstürmen wollte, hielt der alte Magier ihn mit einem Pfiff zurück. Dabei ließ Rostan den Blick nicht von der Kugel. Seine Finger strichen wieder darüber, seine Augen sprangen suchend hin und her. Endlich hob er den Kopf und fixierte den Mann wie eine Schlange die auserkorene Beute.

„Wo sind die Hunde?“

„Ähm ...“ Der Soldat kratzte sich unbehaglich am Ohr, während sein Blick durch den Raum irrlichterte. Kaum hörbar antwortete er: „Hundeschule ...“

„Wie bitte?“

Rostan trat einen Schritt näher. Instinktiv nahm sein Gegenüber Haltung an und starrte angestrengt an seinem Herrn vorbei.

„Die Hundeführer sind mit ihren Tieren auf dem Übungsplatz.“

Rostan wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Mit offenem Mund und unfähig zu irgendeiner Reaktion verharrte er. Das durfte doch alles nicht wahr sein! Konnte der Tag denn noch schlimmer werden?

„Du sagst mir also, dass wir nicht nur auf halber Mauerbesatzung sind, sondern zwei Drittel meiner Kämpfer nur bedingt bis gar

nicht kampftauglich und die Hunde ausgerechnet *heute* außer Haus sind?“, fasste er schließlich mit bebender Stimme zusammen.

Der Mann nickte unsicher.

„Sir, ich schlage vor, wir verteilen die Kämpfer strategisch auf den Treppen und in den schmalen Gängen und lassen die Goblins im Erdgeschoss frei.“

Rostan rieb sich die Schläfen und versuchte, seine Gedanken zu sortieren. Immer mit der Ruhe. Eines nach dem Anderen. Zuerst musste er dafür sorgen, dass die Eindringlinge nicht in den Turm kamen oder zumindest so lange wie irgend möglich dafür brauchten. Sonst hatte er keine Zeit, das Ritual vorzubereiten.

„Gut“, entschied er und holte fünf weitere Schlüssel aus dem Schrank, die er dem Mann gab. „Aktiviert noch die Falle im Steingarten. Sollten sie Lisel überwinden, wird ihnen die scheinbare Sicherheit zum Verhängnis.“

Der Soldat salutierte und drehte sich um, dankbar, wegzukommen.

„Ach“, sagte Rostan und der Mann verharrte. „Die Hundeführer und Sauköpfe werden die Goblins anschließend wieder einfangen und die ganze Brigade putzt den Dreck weg, den die Viecher verursachen.“

„Aber ...“ Ein kurzer Blick zurück ließ den restlichen Satz ersterben. „Ja, Sir.“

Wieder allein, gab Rostan einen frustrierten Schrei von sich und raufte sich das kurze Haar. Er spürte regelrecht, wie sich die Falten in seiner Stirn dauerhaft vertieften.

„Ernsthaft?“, fragte Lidja befremdet. „Ist das nicht ein wenig übertrieben?“

Rostan schnaubte und trat an ein Regal, wo er die beschrifteten Tiegeln durchforstete. Der versprochene Lohn würde schon dafür sorgen, dass die Männer ihre Arbeit vernünftig machen würden.

„Ist ja klar, dass *du* auf deren Seite stehst“, knurrte er dabei. „Aber das kannst du vergessen. Die werd ich lehren ... Ach verdammt, wo ist das scheiß Zeug denn?“

„Bitte, es ist eine Dame anwesend!“

„Wo?“

„Ach, verreck doch.“

Rostan lachte kurz und schüttelte den Kopf, während er einen kleinen Tontopf vom Brett nahm.

„Danke, dass du meine These untermauerst.“

Er hob den Deckel des Tiegels an und schnupperte vorsichtig. Angeekelt verzog er



das Gesicht und stellte das Gefäß zurück. Verfault. Wann hatte er zum letzten Mal hier ausgemistet?

Hinter ihm klirrten die Ketten und Sekunden später nieste die Frau.

„Gesundheit“, brummte Rostan gedankenverloren.

„Wieso kümmerst dich denn meine Gesundheit?“, konterte sie scharf. „Dann hättest du ja wenigstens vorher hier putzen können.“

Rostan zog die Hand aus dem Regal und starrte sie genervt an.

„*Entschuldige bitte*, dass diese kleinen Pisser da unten keinen Anstand besitzen und offensichtlich wider aller Sinnigkeit abends aufgebrochen und nachts geritten sind. Hätte ich sie einen Tag früher erwartet, hätte ich *selbstverständlich* für eine passendere Atmosphäre gesorgt!“

Sie schnaubte spöttisch.

„Schieb die Schuld nicht anderen zu. Du wusstest doch, dass sie meinetwegen kommen würden.“

„Ja. *Morgen!* Frühestens!“

„Mir scheint, das ist ein typisches Problem von Bösewichten: sie glauben immer, unendlich viel Zeit zu haben.“

„Ach, sei doch still.“

Rostan wandte sich wieder den Regalen zu und zog mit spitzen Fingern einzelne Tiegel und Gläser daraus hervor, die er auf dem Tisch neben der Kristallkugel stapelte. Nur hin und wieder warf er einen Blick in die leuchtende Kugel, um sich zu vergewissern, dass seine Befehle befolgt wurden.

„Weißt du“, mischte Lidja sich in seine Gedanken ein. „Eigentlich ist doch das Problem, dass die Schurken immer denken, die Guten müssten sich im Gegensatz zu ihnen an feste Regeln halten. Ist dir in den Sinn gekommen, dass das absolut infantil ist?“

Rostan stöhnte genervt und warf den Kopf in den Nacken. Immerzu am Reden. Wieso? Wieso mussten Frauen nur immer so viel reden?

„Sei doch endlich still, Weib! Du nervst!“

„Glaubst du allen Ernstes, ich hänge hier herum und spiele das brave Opferlamm, während Motten und Spinnen es sich in meinen Haaren bequem machen?“

„Ich kann so nicht arbeiten!“, fuhr er sie an. „Immer dieser Stress! Immer alles auf einmal!

Könnt ihr mir nicht wenigstens mal *fünf beschissene Minuten* meine Ruhe gönnen?“

Eine ausufernde Handbewegung begleitete seine Worte. Dabei verlor die Metalldose in seiner Linken den Deckel und verteilte ihren Inhalt in der Luft. Kaum traf ein Lichtstrahl auf das Pulver, verpuffte dieses und erzeugte Unmengen an gelbem Rauch. Augenblicklich trännten Rostans Augen. Schwere Hustenkrämpfe schüttelten die beiden Menschen, als das nach Zimt riechende Pulver in ihre Lungen gelangte.

„Das ist widerlich!“, japste Lidja. „Das hast du ja sauber hingekriegelt!“

„Halt die Klappe!“, keuchte Rostan atemlos.

Im nächsten Moment stieß er einen frustrierten Schrei aus und machte zwei schnelle Gesten. Ein kurzer, aber umso heftigerer Windstoß fegte die Läden auf. Gelbes Pulver und grauer Staub explodierten zischend in den blauen Himmel.

„Zufrieden?“, knurrte Rostan, nachdem er eine letzte Wolke gelben Staubs ausgehustet hatte.

„Was für eine Meisterleistung!“, kam die sarkastische Antwort. „Jetzt wissen sie wenigstens, wo sie uns finden.“

Rostan stöhnte. Noch mehr Zeitdruck! Ein kurzer Blick auf die Kugel offenbarte, dass die Eindringlinge sich bereits im Basiliskengarten befanden. Das hieß, mindestens einer würde jetzt sterben. Und es bedeutete, dass sie seinen kleinen Ausbruch höchstwahrscheinlich bemerkt hatten.

„Das kann dir doch recht sein, Weib“, murrte er. „Und jetzt lass mich arbeiten.“

Rostan öffnete einen kleinen Krug und schüttete eine ölige Flüssigkeit in eine Metallschale. Er würde den Kerlen den Empfang ihres Lebens bereiten. Aber dafür musste er jetzt sehr vorsichtig vorgehen ...

„Weißt du, was?“, scholl Lidjas Stimme durch die angespannte Stille. „Nein. Wieso sollte ich?“

Rostan stieß die Luft in einem genervten Zischen aus. Das nächste Mal musste er einen Schweigezauber in seine Vorbereitungen einplanen. Er stellte den Krug weg und streute mit spitzen Fingern ein schwarzes Pulver über das Öl.

„Ich wäre eine schlechte Gefangene, wenn ich einfach so mitspielen würde.“

Rostan seufzte und versuchte wegzuhören,

was sich als schwerer als gedacht erwies. Ein Teelöffel eines zerstoßenen Krauts fand seinen Weg in die Schüssel.

„Man stelle sich das mal vor: Der Schurke gewinnt, weil das Opfer brav alles gemacht hat, was er von ihm verlangt hat.“

Welch erfrischende Vorstellung ... Zwei verschiedene Salze rieselten in die Mischung, bevor Rostan eine gläserne Phiolen ergriff. Augenblicklich zitterten seine Finger. Jetzt wurde es kritisch. Er öffnete die Phiolen und zählte vorsichtig die Tropfen ab. Eins ... zwei ...

„Ich bin schließlich hier das Opfer.“

Rostan stieß ein unterdrücktes Prusten aus. Darüber ließ sich eindeutig streiten. Fünf ... sechs ... sie-

„Oh verfluchte Scheiße“, entwich es ihm entgeistert.

Die Mixtur gab ein unheilschwangeres Zischen von sich. Dampf stieg auf und eine Sekunde später schoss eine braune, gallertartige Schaummasse nach oben, die den Gestank von Verwesung und Metall verströmte. Rostan fuhr mit einem unterdrückten Schrei zurück und barg das Gesicht unter seinem Ärmel.

Mit einem hohen, pfeifenden Heulen dehnte sich die Masse in alle Richtungen, stülpte Tentakel aus, an deren Enden Finger wuchsen und sich wieder aufrollten, um in grotesken Formen zu erstarren.

Nach wenigen Sekunden endete der Spuk. Als Rostan den Arm senkte, starrte er direkt auf einen achtfingrigen Auswuchs. Die unförmige Masse maß beinahe zwei Meter in alle Richtungen und gab ein leises knarrendes Ächzen von sich.

„Nein, nein, nein ...“, murmelte Rostan mit zunehmender Panik in der Stimme, während Lidja hinter ihm aus vollen Lungen lachte. „Nein, nein, nein, nein.“

Der Zauberer hastete zu einem Regal und tastete hektisch die Bretter ab. Wo war es? Das Ächzen und Knarren indes steigerte sich zusehends.

„Komm schon!“, flehte Rostan.

Seine knöchigen Finger umschlossen einen hölzernen Tiegel und Erleichterung durchströmte den Mann. Er löste den Deckel noch im Herumfahren und schüttete den Inhalt des Tiegels mit Schwung in Richtung der Masse.

Eine einsame Assel segelte perplex durch die Luft und prallte gegen die Masse. Rostan

verharrte mitten in der Bewegung und starrte dem Tier ebenso perplex hinterher. Selbst seine Gefangene hielt für einige Sekunden verblüfft inne, bevor sie vor Lachen brüllte.

Das Ächzen verstummte plötzlich und Rostan tauchte unter den Tisch. Schon explodierte die groteske Masse in einer großen Staubwolke, die sich im ganzen Turmzimmer verteilte. Kieselgroße Teile regneten zu Boden und zuletzt blieb nur eine feine nebelartige Staubwolke in der Luft hängen, die das Licht trübte.

Lidja hustete und spuckte, wobei ihre Ketten protestierend klirrten. Auf allen Vieren kroch Rostan unter dem Tisch hervor und betrachtete das Chaos mit leerem Blick. Eine Katastrophe! Der teure Teppich lag unter einer dicken Dreckschicht begraben. Die Regale ebenso.

Langsam richtete der Magier sich auf und drehte sich um die eigene Achse im Versuch, den Schaden zu begreifen. Er würde niemals alle notwendigen Vorbereitungen treffen können!

„Bei allen Geistern und Dämonen ...“, würgte er heißer hervor. „Wie?“

Sein Blick fiel auf Lidja, deren Gesicht rot angelaufen war. Mit hervorquellenden Augen schnappte sie rasselnd nach Luft.

„Du!“, warf er ihr vor.

Sie sah auf. Zorn glomm in ihrem Augen.

„Ich? Du bist hier doch von allen guten Geistern verlassen!“, schnauzte sie zurück. „Was sollte denn das werden?“

Rostan stieß ein ungläubiges Lachen aus. Diese bodenlose Dreistigkeit!

„Ich habe dir zig Mal gesagt, du sollst mich nicht stören!“ Wann hatte er zuletzt dermaßen vor Wut gekocht? „Das ist deine Schuld, Weibsbild! Du musstest mich ja die ganze Zeit über nerven! Und wegen dir muss ich mich jetzt auch noch abhetzen wie ein Eichhörnchen vor dem Winter! Also wag es ja nicht, auch nur einen Mucks von dir zu geben! Wenn ich dich nur durch den Mund atmen höre, versiegele ich ihn dir!“

Ungehalten wandte Rostan sich ab und riss willkürlich ein Kräuterbündel vom Haken. Jetzt musste er den ganzen verdammten Teppich irgendwie sauber bekommen, ohne das Zeug erneut im Raum zu verteilen. Bei jeder Störung zerbröselten die Klumpen weiter, bis sie irgendwann so gefährlich wurden wie Vulkanasche.

Doch Lidja hatte offenkundig andere Pläne.

„Wenn du nicht mit Stress umgehen kannst, schieb nicht mir die Schuld zu. Du hättest ja –“

„SCHLUSS!“, donnerte Rostan und schleuderte den improvisierten Feger wutentbrannt zu Boden. Eine Staubwolke stob auf und umhüllte ihn bis zur Hüfte. „Weißt du was? Mir reicht’s!“

Verblüfft hielt Lidja inne und starrte ihn mit offenem Mund an. Die aufrichtige Verwirrung in ihrem Blick steigerte seine Rage nur noch. Erst sabotierte sie ihn nach allen Regeln der Kunst und nun mimte sie den Unschuldengel!

„Aus, vorbei!“, verkündete Rostan mit einer endgültigen Geste. „Ich hab keine Lust und keinen Nerv mehr für diese Farce!“

„Du kannst doch nicht ...“

„Ich kann und ich werde!“ Rostan vergrub seine Hand in einer versteckten Tasche seiner Robe. Seine Finger umschlossen kaltes Eisen, während er langsam näher trat.

„Komm schon“, Lidja lächelte nervös. „Das war doch nur Spaß.“

„Natürlich“, erwiderte Rostan eisig. „Du hältst das hier für einen einzigen Witz, nicht wahr? Aber ich muss diese Schau nicht abziehen. Scheiß auf den Effekt. Ich muss mich nicht zum Narren machen, nur damit es am Ende beeindruckend aussieht.“

Er blieb direkt vor ihr stehen und zog die Hand aus dem Ärmel. Metall blitzte in einem einzelnen Sonnenstrahl auf, der sich seinen Weg durch die Staubwolken bahnte.

„Nicht!“, schrie Lidja auf.

Rostan ergriff ihre Handgelenke. Plötzlich wankte er einen Schritt zurück. Verwirrung übermannte ihn. Etwas hatte ihn gestoßen ... Er sah nach links und starrte auf einen Messergriff, der aus seiner Schulter ragte.

„Was?“

Irritiert hob er die Hand und betastete den Griff, um sich zu vergewissern, dass er ihn sich nicht nur einbildete. Woher kam der denn?

„Meisterin Lidja!“

Die Stimme schreckte die beiden auf. Rostan hob den Kopf und sah eine junge Frau zum Fenster hereinsteigen.

Zum Fenster?

„Was machst du denn hier?“, fragte er irritiert. „Wie kannst du so schnell sein? Die Treppe ...“

Sein Blick geisterte zu einer unscheinbaren Glocke an der Decke. Wenn jemand die letzte

Treppe betrat, läutete doch das Glöckchen, um ihn zu warnen. Aber die dicke Staubschicht darauf war unversehrt. War die Falle etwa kaputt?

„Ich hab den direkten Weg genommen“, brüstete sich die Frau und deutete hinter sich.

Rostan legte die Stirn in Falten und selbst Lidja dachte angestrengt nach. Plötzlich zeichnete sich Verwunderung in Lidjas Gesicht ab.

„Die Außenwand?“

„Genau.“

Aufmerksam trat die Messerwerferin auf Rostan zu, eine weitere Klinge in ihrer Hand.

Der Magier starrte sie zwischen Unglauben und Wut hin- und hergerissen an. Das Fenster? Wirklich? Jetzt schlichen die sogenannten ›Guten‹ sich schon zur Hintertür herein? Stand denn die gesamte Welt Kopf?

Die junge Frau kam noch einen Schritt näher. Plötzlich ertönte hinter Rostan ein lauter Knall. Als er herumfuhr, stand ein muskulöser Krieger im Raum. Die aus den Angeln gerissene Tür hinter ihm prallte gegen die Wand.

Rostans Augen weiteten sich vor Entsetzen, als die Tür vom eigenen Schwung getrieben gegen das nächste Regal fiel. Die Gefäße darin gaben ein gefährliches Klirren von sich. Ein Buch widerstand der Erschütterung nicht und fiel. Rostans Herz setzte einen Schlag aus. Direkt auf einen Käfig auf dem Boden. Der Krieger erfasste die Situation mit einem Blick.

Das Metall des Käfigs rasselte und verbog sich. Rostan fluchte. Der Krieger riss seine Axt hoch und stieß einen herausfordernden Schrei aus. Im Käfig regte sich etwas. Ein kleiner Kobold sprang gegen die halboffene Tür und flitzte heraus.

Der Krieger stürzte sich auf Rostan. Dieser erwachte aus seiner Lähmung und hob die Hand. Augenblicklich erstarrte sein Angreifer inmitten der Bewegung, sein weit aufgerissener Mund brachte keinen weiteren Ton heraus.

Der Kobold erreichte derweil Rostan, trat ihm kräftig gegen den Knöchel und wieselte an der verdutzten Messerwerferin vorbei aus dem Fenster. Rostan blickte ihm entgeistert hinterher. Drei Monate! Er hatte drei Monate gebraucht, diesen Schädling zu fangen!

„SCHLUSS JETZT!“, donnerte Rostan ungehalten. „Es reicht! Ich bin raus! Macht euren Scheiß doch alleine!“

Er warf den beiden Frauen hinter sich einen mörderischen Blick zu und hob drohend den Zeigefinger.

„Ich gehe jetzt und nehme mir ein paar Tage Urlaub“, sagte er schneidend scharf. „Wenn ich wiederkomme und auch nur ein Staubkorn fehlt oder kaputt ist, hetze ich euch das Inkasso auf den Hals! Das schwöre ich, so wahr ich vor euch stehe. Ich bin definitiv zu alt für diesen Irrsinn!“

Beiläufig beendete er den Bann des Kriegers. Unter den völlig verwirrten Blicken der Anwesenden streifte er die Robe ab und warf sie über den Kleiderhaken. Er sollte endlich in den Ruhestand gehen. Schlicht und ergreifend.

„Halt!“, schmetterte der Bass des Kriegers. „Glaubst du wirklich, wir lassen dich mit der Entführung unserer Meisterin davonkommen? Nur weil dein Opferritual missglückt ist?“

Das Muskelpaket baute sich zwischen Rostan und der Tür auf. Dieser zog ärgerlich die Augenbrauen zusammen.

„Geh. Mir. Aus. Dem. Weg“, zischte er eisig.

„Kratos“, sagte Lidja eindringlich. „Tu, was er sagt.“

„Nein.“ Der Krieger hob die Axt. „Das Böse muss bestraft werden.“

Rostan zeichnete mit dem Finger einen Kreis und zwei Runen in die Luft und sprach eine einzige Silbe. Augenblicklich tat sich unter dem Krieger ein Abgrund auf, gefüllt mit rotglühender Lava. Einen ewigen Moment schwebte der Mann scheinbar in der Luft, dann forderte die Schwerkraft ihren Tribut. Noch bevor der Schrei verklungen war, schloss sich das Portal und Rostan stapfte aus dem Raum.

Auf dem Gang stach ihm der Enterhaken ins Auge, der sich an einer Säule verkantet hatte. Tatsächlich! Sie hatten sich einfach vom Basiliskengarten aus an der Mauer hochgehängt und so alle Fallen umgangen. Unerhört!

Aus einem jähen Anfall heraus griff Rostan nach dem Haken. Zumindest nach unten würden sie den unangenehmen Weg über die Treppe nehmen müssen. Hoffentlich brachen sie sich dabei alle Knochen!

Er packte den Enterhaken und zog. Das Metall gab nicht nach. Noch während er sich darüber wunderte, schlossen sich schwielige Finger um sein Handgelenk und ein plötzlicher Ruck riss Rostan nach vorne. Völlig überrumpelt vergaß er, sich festzuhalten, und auf einmal befand er sich mitten in der Luft.

Erstaunt blinzelte Rostan einen weiteren Mann an, der sich mit der Linken an dem Enterseil festhielt und den Magier mit einem triumphierenden Schmunzeln losließ.

Dieser starrte nur verblüfft. Wieso hing da noch einer am Seil? Ein Nachzügler vielleicht? Hatte die Gruppe sich etwa aufgeteilt? Die einen stellten den Basilisken und die anderen eilten Lidja zur Hilfe? Raffiniert. Wie unfair!

Rostan hatte mit keinem Angriff mehr gerechnet. Dumm, sich dermaßen überrumpeln und vom Turm werfen zu lassen. A propos ... Vielleicht sollte er etwas gegen den Sturz unternehmen?

In diesem Moment explodierte Schmerz in seinem Leib und löschte Rostans Bewusstsein aus.

\*

„Lebt er noch?“ Die Stimme der Messerwerferin.

„Ja.“ Lidja. Sie klang erleichtert. „Euer Glück!“

„Was? Wieso?“

Rostans Bewusstsein trieb knapp unter der Oberfläche. Die Worte drangen wie durch Wasser an ihn heran und zerrten ihn aus seiner wohlthuenden Ohnmacht. Mit seinem Verstand kehrten auch die Schmerzen wieder. Es fühlte sich an, als hätte er sich jeden einzelnen Knochen im Leib gebrochen.

„Das war so nicht eingeplant! Ihr solltet ihn doch nicht töten!“, schimpfte Lidja mit zitternder Stimme. Hatte sie geweint? „Jedenfalls nicht wirklich ...“

„Aber wieso?“ Rostan erkannte die Stimme nicht. Vielleicht der Affe am Seil? „Meisterin. Was bedeutet das?“

Der Magier spürte, wie seine Macht bereits die Wunden heilte. In diesem Moment bedauerte er es beinahe. Dieser unsägliche Vertrag mit diesem noch unsäglicheren Tricksergott! Hätte er damals geahnt, was Unsterblichkeit wirklich bedeutete ...

„Rostan arbeitet für uns. Er ist euer Abschlussprüfer.“

Leise raschelte das Gras und Sonnenlicht drang durch Rostans geschlossene Lider. Sollte er wagen, die Augen zu öffnen? Lieber nicht – sollte sie sich noch was um ihn sorgen. Das hatte sie verdient.

„Das war nur eine Prüfung?“, schrien die beiden gleichzeitig. Nur zwei? Wenigstens ein

Funken Gerechtigkeit! „Das war nicht echt?“

„Natürlich nicht!“ Lidja klang genervt. Wie immer, wenn sie sich wiederholen musste. „Was wären wir für Ausbilder?“

„Mit Kratos sind fünf von uns gestorben!“, echauffierte sich die Messerwerferin.

Ein weiterer Schatten schob sich vor die Sonne. Heißer, süßlicher Atem schlug in Rostans Gesicht. Leicht metallisch. Im nächsten Moment hörte er ein bekanntes Gurren, gefolgt von einer rauen Zunge, die ihm über die Wange fuhr und dabei Hautfetzen abraspelte.

Lisel! Vorsichtig spähte Rostan unter den Wimpern hindurch. Keiner achtete auf ihn. Lidja stemmte die Arme in die Hüfte.

„Umso besser, dass niemand wirklich auf eure Hilfe angewiesen war!“

Allein dieser Satz milderte Rostans Ärger auf Lidja. Er schlug für einen Moment die Augen auf und starrte Lisel ärgerlich an.

„Und jetzt?“, fragte der Mann. „Haben wir bestanden?“

Gleichzeitig zischte Rostan leise: „Böse Lisel!“

Der Basilisk gab ein Gackern von sich und fuhr erschrocken zurück. Schon hatte Rostan die Augen wieder geschlossen.

„Nein!“ Eine kurze Pause, ehe Lidja den Basilisken deutlich schriller anfuhr: „Lisel! Weg von ihm!“

Raschelnd entfernte sich der Basilisk.

„Wieso nicht?“, murrte die Frau.

Der Heilungsprozess ließ alle Knochen und

Gelenke in Rostans Leib im Takt des Herzschlags pulsieren. Wenigstens spürte er, dass Lidja das Messer gezogen hatte. Auch diese Wunde wäre bald nur noch eine Narbe unter vielen.

„Euer Weg war zwar unkonventionell, aber wie wolltet ihr mich denn hier heil rausbringen? Noch einmal am Basilisken vorbei, der drei von euch erwischt hat? Ihr wiederholt die Prüfung nächstes Jahr!“

Nächstes Jahr schon? Rostan stöhnte unwillkürlich auf. Augenblicklich stürzte Lidja zu ihm und kniete sich hin.

„Rostan? Du bist bei Bewusstsein?“

Er schlug die Augen auf. Ihr Gesicht war nur wenige Zentimeter über seinem und sie lachte ihn unter Tränen an.

„Bei allen Göttern! Ich hatte schon Angst, dass du dieses Mal wirklich gestorben wärst! Wie geht es dir?“

Der Magier drehte den Kopf, um die beiden Prüflinge anzusehen. Lidja folgte seinem Blick und ihre Miene erstarrte. „Wenn ihr auch nur darüber nachdenkt, irgendwem hiervon zu erzählen, werde ich euch eigenhändig bei lebendigem Leibe häuten, ist das klar?“

Die beiden nickten kreidebleich. Zufrieden wandte Lidja sich wieder Rostan zu und drückte ihm einen Kuss auf die Stirn.

„Sag, kann ich dir irgendetwas Gutes tun?“

„Ja“, röchelte er mit trockener Stimme. „Ich will die Scheidung!“

~ ~ ~

**AUSSERORDENTLICHE PLENARSITZUNG DES  
GEZIEFERS VOM LABRADOR**

**PETER BIRO**

*In Dumpfheit, Irrtum, Sünde immer tiefer  
Versinken wir mit Seele und mit Leib,  
Und Reue, diesen lieben Zeitvertreib,  
Ernähren wir wie Bettler ihr Geziefer.*

aus Charles Baudelaire *Les Fleurs du Mal*,  
ins Deutsche übersetzt von Terese Robinson

Die rechte Ohrmuschel des streunenden Labradors ist bis auf den letzten Platz von eifrig wimmelnden Parasiten besetzt. Sämtliche volljährigen oder besser gesagt, vollwöchigen Abgeordneten der Läuse, Flöhe, Zecken und Hautmilben, welche das verwahrloste Fell und die Haut des schlafenden Fuzzi von Harrax bewohnen, sind fast vollzählig im Auditorium versammelt, so dass im länglichen Ohrenrund keine Hautfalte unbesetzt bleibt. Ganze Trauben von neugierigen Heranwachsenden, das heißt von nicht stimmberechtigten Lausbuben, hängen an den randständigen Haaren des lässig herunterhängenden Schlappohrs und harren ungeduldig der Eröffnungsansprache des stellvertretenden Alterspräsidenten der beiden Parlamentskammern, der sogenannten Hundesversammlung.

An dieser Stelle sei eingeflochten, dass der etwas ungewohnt klingende Begriff „Geziefer“ selbstverständlich die Eigenbezeichnung der Mitbewohner von Fuzzi und Konsorten ist. Dieser Begriff hat sich inzwischen für alle parasitischen Bewohner der streunenden Strassenköter dieser Gegend um den Güterbahnhof eingebürgert. Es ist dem scheidenden Alterspräsidenten des Unterhauses, einem in Ehren ergrauten und seit zwei Jahren amtierenden Hundefloh namens Karl-Josef Pieks sowie seinem Stellvertreter Franz-Otto Jucks zu verdanken, dass man die Verwendung der abwertenden Vorsilbe „Un“ kurzerhand verboten, und damit das Selbstbewusstsein und die vaterländische Gesinnung der Hundesbewohner deutlich verbessern konnte. Unnötig zu sagen, dass die neue, schlankere Bezeichnung allen Betroffenen sehr schmeichelt, allen voran den Filzläusen, die aufgrund ihres ausschweifenden Lotterlebens einen besonders schlechten Leumund im

anverwandten Tierreich aufweisen. Gerade diese Gattung ist unter den Ersten, die ob der betäublichen Kunde von der bevorstehenden Entlassung von Panik ergriffen wurde. Unter zeitweilig penetranter Larmoyanz erwägt nun die zu übertriebenen Reaktionen neigende Führung der Filzläuse, Fuzzis Genitalien zu verlassen und umgehend gen Italien aufzubrechen. Angeblich seien die dortigen Streuner vor aggressiven, menschlichen Hygieneanwandlungen sicherer. Aber wie immer führen solche nächtelangen, internen Diskussionen der Filzlausfraktion zu keinem konstruktiven Ergebnis, denn bei dieser zu extremem Individualismus neigenden Vertreter einer moralisch ungefestigten Unterart klammert sich ein jeder stur am heimischen Schamhaar im Schatten des labradorianischen Mons Pubis fest.

Die eiligst zusammengetrommelte, außerordentliche Plenarsitzung wird bekanntlich nur in besonderen Krisensituationen einberufen und ist das gemeinsame Organ des Unterhauses (welches ansonsten im linken Ohr tagt) und des Oberhauses, welches diesmal als Gastgeber das rechte Ohr von Fuzzi für diese wichtige Aussprache zur Verfügung stellt. Selbstverständlich findet auch diese Debattenrunde nachts statt, während sich der bewirtende Strassenköter in seinem Refugium aus Kartonschachteln in Kauerstellung in tiefstem Schlaf befindet. Erfahrungsgemäß laufen die Sitzungsteilnehmer nur nach Mitternacht nicht Gefahr, dass das geplagte Tier seinen Kopf unvermittelt schüttelt, damit die Sitzordnung durcheinanderbringt und die Verhandlungen stört.

Fuzzis gut ausgebildete Ohren sind die einzigen Auditorien, an denen sich größere Ansammlungen von Geziefer einfinden können, und darüber hinaus sind das auch die Räumlichkeiten mit der besten Akustik, die der Streuner vorzuweisen hat. Seitdem Fuzzi von seinem in den Urlaub abreisenden Herrchen am Stadtrand ausgesetzt worden war, zog er umherwanderndes Geziefer wie magisch an, vornehmlich von der heimatlosen Sorte, welches sich nur zu gerne in den noch unerschlossenen Weiten des Labradors ansiedelte.

Wie das möglich ist? Ganz einfach. Wegen der ausbleibenden Besuche beim Tierarzt und aufgrund der nicht mehr stattfindenden Fellpflege wurde die gesamte Hautoberfläche einschliesslich des struppigen Fells von den Arthropoden in Beschlag genommen, deren

Zahl sich inzwischen massiv erhöht hat. So wurde es für die Hundesbürger absolut notwendig, sich zu organisieren, den verschiedenen Arten ihre Hautbezirke zuzuweisen, die gemeinsamen Anliegen zu besprechen, ein bindendes Regelwerk für alle Blutsauger zu verfassen und diese Konstitution für alle Beteiligten in Kraft zu setzen: das sogenannte Hundgesetz. Inzwischen funktioniert die Legislative der parasitischen Arthropoden reibungslos. Das Unterhaus kann jede Nacht tagen und seine Gesetzesvorlagen werden vom Oberhaus einmal in der Woche abgeseget.

Nun sind fast alle Delegierten im rechten Ohr versammelt und verfolgen angespannt die Debatte, welche überwiegend von den prominenten Repräsentanten der beteiligten Arten und Interessengruppen geführt wird. Zum besseren Verständnis: politische Parteien gibt es bei den Parasiten nicht; sie sind nach Arten, Gattungen und Familien organisiert, die sich obendrein nach anatomischer Verortung und geschmacklichen Vorlieben in verschiedene Fraktionen gruppieren. Eine ganze Horde von Protokoll schreibenden Hautmilben ist unentwegt damit beschäftigt, den Inhalt der Ansprachen in Form von sprachkodierten Ausscheidungen festzuhalten, und die Dokumentfäkalien in die sorgsam ausgegrabenen Gänge innerhalb der tieferen Hautschichten des Wirtstieres zu deponieren. Dieses Archiv ist mittlerweile recht ausgedehnt und erstreckt sich fast über die gesamte Oberfläche von Fuzzi. Die dort aufbewahrten Aufzeichnungen vieler leidenschaftlich geführter Debatten werden von ahnungs- und respektlosen Menschen abwertend als „Krätze“ bezeichnet. Wir aber wissen es besser. In den ausgedehnten Hautgängen sind die sorgfältig gesammelten Daten sicher aufbewahrt, nach Inhalt, Form und Geruch sortiert, und können bei Unklarheiten zum Nachlesen jederzeit wieder hervorgeholt und dechiffriert werden. Diese vornehme, staatstragende Aufgabe obliegt einer Einsatzgruppe von Spulwürmern der Gattung der Nematoden, die allesamt gelernte Archivare sind und sich blindlings in den labyrinthischen Gängen zurechtfinden.

Die aktuell stattfindende, außerordentliche Plenarsitzung der beiden Parlamentskammern, die oben erwähnte Hundesversammlung des gesamten Geziefers, ist ausschließlich aus dem Grunde zusammengetrommelt worden, um die drohende Entlausung und Rehabilitierung ihres

Wirtstieres zu besprechen und geeignete Maßnahmen zum Schutz der gefährdeten Krabbelkolonie zu beschließen. Wie zwei sehr findige Kundschafterflöhe, die von Außeneinsätzen herbeigesprungen sind, herausgefunden haben, sind in letzter Zeit Sanitätsfahrzeuge des Veterinäramtes in der Stadt unterwegs, die streunende Hunde und Katzen einfangen, sie sterilisieren (was ja noch angeht), und diese vor allem einer toxischen Entlausungsprozedur unterziehen, die für das Geziefer ausgesprochen unbedenklich ist.

Doch werfen wir nun einen Blick in die aktuell geführte Debatte. Der zur Zeit eingesetzte Schriftführer, ein Ohrwurm mit dem Künstlernamen Dubi Dubiduh erteilt das Wort der etwas gebrechlich wirkenden Rechtsreferendarin, einer Raubmilbe und Mitglied des Hundestages (MdH) Adelheid Zwick. Um ihre Ansprache zu halten, erklimmt sie umständlich die Hornhautwarze, die im Plenarsaal als Rednerpult Verwendung findet. Auch sie gehört eher zu den älteren Semestern und man sieht ihrem etwas brüchig wirkenden Chitinpanzer durchaus an, dass sie schon recht viele Häutungen durchgemacht haben muss. Mit einer respektvollen Bewegung ihrer Afterdrüse verschafft sie sich Gehör bei den undiszipliniert herumzirkelnden Parlamentariern. Hunderttausend Facettenaugen wenden sich ihr nun aufmerksam zu, und mit einem Mal tritt respektvolle Stille in der gesamten Ohrmuschel ein – vom Gehörgang, in dem das Präsidium sitzt, bis zu den letzten Hautfalten mit den ewig schweigsamen Hinterbänkeln. Sie spricht alsdann ganz feierlich: „Hohes Haus, liebe Artgenossen und ehrenwertes Mitgeziefer, ich möchte Sie über eine akute Gefährdungssituation informieren und die dringende Warnung aussprechen, dass in den nächsten Tagen mit einer Entlausungsaktion unseres geliebten, angenehm nahrhaften und gastfreundlichen Fuzzi von Harrax zu rechnen ist. Die Rechtslage ist eindeutig und es gibt keinerlei Rekursmöglichkeit. Unser Fuzzi befindet sich bereits auf bestem Wege, vom städtischen Kammerjäger mittels Schlinge eingefangen und einer Spezialbehandlung unterzogen zu werden. Das könnte unser aller Ende bedeuten.“

Ein erstauntes und zunehmend heftiges Gemurmel, Gewimmel und allem voran lautes Gezirpe brandet unter den überraschten Abgeordneten auf, aber Frau Zwick kann sich mit

ihrer autoritären Art wieder Gehör verschaffen: „Meine lieben Gliederfüßer, Hohes Haus, ehrenwerter Gehörgang! Es ist meine schmerzliche Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass wir uns ein anderes Wirtstier suchen müssen.“

„Horch, horch!“ erklingt es allenthalben und es erhebt sich noch mehr Gemurmeln, Gewimmel und allem voran noch lauterer Gezirpe.

„Wie unsere beiden im Aussendienst eingesetzten Agentenflöhe Jason Flick und Kevin Flack uns glaubwürdig versicherten“, setzte Frau Zwick ihren erschütternden Bericht fort, „wurden bereits mehr als die Hälfte aller angenehm verwahrlosten Strassenköter vom Hundefänger eingefangen, rasiert, entlaust und – am allerschlimmsten – gründlich gebadet, gepudert und mit einer insektiziden Salbe eingecremt. Das war bereits das sichere Ende unserer uns freundschaftlich verbundenen Nachbargemeinden. Unsere 007 und 009 waren Augenzeugen des entsetzlichen Geschehens, bei dem – das sei nur beiläufig erwähnt – unser lieber 008, alias Roger Fluck, den Heldentod beim vaterländischen Einsatz während einer Pudelrasur gefunden hat.“

Das Gemurmeln, Gewimmel und Gezirpe schwillt weiter an und einzelne Summen des Entsetzens sind deutlich zu vernehmen.

Frau Zwick fährt fort: „Am Ende müssen wir uns andere Wirtstiere suchen und schlimmstenfalls die Tierart wechseln. Ich denke da am ehesten an die Enten und Schwäne vom Stadtpark. Diese werden nicht von städtischen Beamten gepflegt“.

„Was? Enten, Schwäne? Das sind doch nur Wasservögel...!“, wendet sich verärgert der Fraktionsvorsitzende der genitalbewohnenden Filzläuse und pansexuell veranlagten Milben zur Sprecherin gewandt. „Sollen wir etwa im Teich ertrinken, nur weil wir die Unterseite des Wirtstieres bevorzugen? Nur über die Leichen meiner Frau und sämtlicher Konkubinen!“

Auch der Sprecher der Schwanzbewohner-Fraktion kann sich nicht zurückhalten und schleudert zur Podiumswarze einen vehementen Zwischenruf: „Nein, nein, wir weigern uns, unsere geliebte Heimstätte, Fuzzis angenehm wedelnden Schwanz, aufzugeben. Niemals werden wir das tun. Wir, die fraktionsübergreifende Vereinigung der Schwingenden Schwanzspitzler und der Bodenständigen Schwanzansatzler verrecken lieber an unserer angenehm klimatisierten Heimstätte, als auch nur in die

Nähe eines gefiederten Schwanzbürcels umzuziehen. Pfui deibel!“

Frau Zwick bleibt natürlich keine Antwort schuldig: „Dann werden Sie und Ihre Familien einschliesslich Ihrer hilflos verpuppten Junglinge dem Insektengift zum Opfer fallen. Ich sage Ihnen: Wir sollten lieber unfreiwillige Seefahrer werden als mit blinder Entschlossenheit und sinnlosem Widerstandsgeist in den sicheren Tod zu gehen. Und das nur, weil man zu stolz und heimatverbunden sein will.“

Unerwartet bekommt Frau Zwick Unterstützung von der Interessensgruppe der blutsaugenden Fluginsekten. Mosquitokommodore Emmerich Sumsum bestätigt die Notwendigkeit eines Umzugs zu den Wasservögeln und bietet an, genügend tierische Zwischenwirte aufzuspüren, die als warmblütige Vehikel zum Weiher im Stadtpark fungieren könnten: „Ich denke da an die Gang streunender Kater von der Abfallverwertungsstelle, die gegen ein angemessenes Honorar sicher einwilligen würden, diese Aufgabe in einer koordinierten Aktion durchzuführen.“

„Der hat gut reden“, wendet ein überaus skeptischer Hundefloh namens Flex ein, „wenn wir fliegen könnten wie Sumsum, dann würden wir den Transfer auch nicht so schwernehmen. Aber mit allem Gepäck und Anhang bis zum Weiher hüpfen ist eine anstrengende Sache. Ganz zu schweigen davon, wie wir mit allen unseren Larven an Bord gehen sollen. Wir müssen doch das ungeschlüpfte Leben schützen und der jungen Generation eine Zukunft in Würde und Tierfell ermöglichen. Oder?“

Die Nacht neigt sich langsam zu Ende und Fuzzi von Harrax beginnt sich sachte zu regen. Zuerst bewegt er lediglich die Schwanzspitze, dann tritt eine längere Ruhephase ein, währenddessen der Hund mal das eine, mal das andere Auge kurz öffnet. Als ein Güterzug lautstark vorbeirattert, hebt Fuzzi das rechte Ohr an und die gesamte Hundesversammlung stiebt blitzschnell auseinander. Ein jeder Abgeordnete kehrt schleunigst zurück zu seinem Haarbüschel und berichtet den Daheimgebliebenen von den aktuellen Beschlüssen der Parlamentsversammlung und den unausweichlichen Ereignissen, die ihnen allen bevorstehen. Derweil kreist die befreundete Luftflotte unter dem Kommando von Emmerich Sumsum über der Abfalldeponie und sucht Reginald Schnurr, auch Mister S genannter Anführer der Katzenschwärme, um die



Modalitäten des massenhaften Gezieferumzugs zu besprechen.

Nach Einbruch der Dunkelheit werden wir live von der Umsiedlungsaktion berichten. Zu gegebener Zeit wird die Reportage von der Ankunft und Einschiffung der Exilierten von unserem Kollegen vom Stadtpark übernommen.

*So, und jetzt...*

Guten Morgen! Ich muss gestehen, dass ich ziemlich überrascht bin von dem Bild, das sich hier am Weiher bietet. Überall liegen Federn herum, Spuren von Pfoten im weichen Schlamm des Uferbereichs zeugen von einer unerfreulichen Begegnung zwischen Katzen und Wasservögeln. Immerhin, ich sehe keine Todesopfer und auch keine Blutspuren. Nur Federn. Und was ich noch sehe ist ein sehr merkwürdiges Phänomen: sämtliche Enten und Schwäne stehen dicht gedrängt auf der kleinen Insel mit der

Pagode mitten im Weiher. Sie sind eng zusammengerückt und schauen ängstlich und missmutig zum Ufer. Offensichtlich trauen sie sich nicht mehr ins Wasser oder sogar ans Land. Sie müssen wohl den nächtlichen Überfall der Katergang von der Abfallverwertung noch psychisch verdauen. Immer wieder kratzen sich die Vögel unter den Flügeln, zupfen an den Schwanzfedern herum und mustern generell ihr gesamtes Gefieder. Ich ahne schon, warum.

*Und hier noch ein kleiner Witz als Nachtrag, da wesensverwandt:*

Es gehen zwei Flöhe nach der Kinovorstellung auf die Straße und müssen entsetzt feststellen, dass es inzwischen in Strömen regnet. Da fragt der eine wasserscheue Floh seinen Kumpel: „Soso, und was jetzt? Gehma jetzt zu Fuß oder nehma uns an Hundt?“

~ ~ ~

## BWL für Autoren: Buchmarketing

EIN BEITRAG VON ANNIE WAYE

**„Ich will mein Buch vermarkten, aber ich weiß überhaupt nicht, wo ich anfangen soll!“ Dieses Klagelied können wohl viele Autoren singen. Sowohl Verlagsautoren, die aktiv Buchmarketing machen sollen, als auch Selfpublisher, die auf eigenes Marketing angewiesen sind, um Buchverkäufe zu erzielen, müssen sich mit einer Thematik auseinandersetzen, für die andere jahrelang BWL studieren. Ihr habt Glück! Denn ich habe BWL studiert und breche heute die wichtigsten Marketing-Basics für euch herunter. Los geht's!**

### Was ist Buchmarketing?

Laut Wirtschaftslexikon ist Marketing **„konsequente Ausrichtung des gesamten Unternehmens an den Bedürfnissen des Marktes.“** Bei Verlagsautoren übernimmt normalerweise der Verlag das Marketing - doch auch hier werden Autoren mehr und mehr dazu gedrängt, sich aktiv zu beteiligen.

**Buchmarketing** ist also das Marketing rund ums Buch, also alle Maßnahmen, die dem Verlag oder dem Selfpublisher dabei helfen, das eigene Angebot an den Bedürfnissen der Zielgruppe auszurichten. Puh, das klingt jetzt erst einmal enorm, nicht wahr? Keine Sorge! Wir sehen uns alle relevanten Punkte Schritt für Schritt an.

### Wie läuft der Buchmarketing-Prozess ab?

Ein Anfängerfehler, den viele Autoren begehen, ist es, planlos Social-Media-Kampagnen zu planen und Anzeigen zu schalten und dann zu beten, dass sie sich positiv auf die Buchverkäufe auswirken. Dabei finden sie aber meistens nicht heraus, ob positive oder negative Veränderungen tatsächlich etwas mit ihren Marketing-Maßnahmen zu tun hatten.

Deshalb ist es wichtig, Buchmarketing **nicht als operative Maßnahmen zu sehen, sondern als ganzheitliche Strategie**, die von Anfang bis Ende koordiniert werden muss.

Ganz allgemein besteht dieser Prozess aus vier Schritten: **Marktforschung, Planung, Umsetzung und Kontrolle.**

### Schritt 1 im Buchmarketing: Marktforschung

Aller Anfang ist die **Recherche**. Bevor es an die eigentliche Planung von Maßnahmen geht, solltest du Gebrauch von den **Informationen** machen, die du schon jetzt **über deine potenziellen Leser** bekommen kannst.

Im Optimalfall findest du mittels Marktforschung heraus, **wer deine Zielgruppe ist** (abgesehen von den von dir festgesetzten Kriterien) und **wo sie sich (online) aufhält**.

Außerdem solltest du dich auf dem Buchmarkt hinsichtlich deiner **Konkurrenz** umsehen, also **vergleichbaren** Büchern, die mit dir in unmittelbarem Wettbewerb stehen. Das bedeutet, dass sie in einem **ähnlichen Zeitraum** (und nicht vor 20 Jahren) erscheinen und eine **ähnliche Zielgruppe** wie du haben. Wenn du ein Fantasy-Jugendbuch geschrieben hast, musst du dich also nicht mit Frauen-Krimis beschäftigen, sondern am ehesten mit anderen (Fantasy-)Jugendbüchern. Das Ziel hierbei ist es, die **Stärken und Schwächen der Konkurrenz** im Vergleich zu deinem Buch herauszufinden und später im Marketing gewinnbringend einzusetzen.

## **Schritt 2 im Buchmarketing: Planung**

Gutes Marketing will geplant sein. Mit den Erkenntnissen aus der Buchmarktforschung kannst du dir jetzt ein **Gerüst aus Buchmarketing-Maßnahmen** zurechtlegen, mit dem du deine Zielgruppe erreichen willst. Folgende Punkte solltest du berücksichtigen:

### **Zeitliche Planung**

Hier solltest du dich fragen, **wann** deine ersten Marketing-Maßnahmen stattfinden sollen. Wie viele Monate vor der Veröffentlichung **geht es aktiv los?** Wann werden die Marketing-Maßnahmen intensiver, und wie viele Monate nach der Veröffentlichung **hörst du auf**, aktive Maßnahmen umzusetzen, und lässt nur noch die weiterlaufen, die schon begonnen haben? Bedenke hier auch, dass bestimmte Marketing-Maßnahmen entweder vor oder nach der Veröffentlichung am effektivsten eingesetzt werden können. Books on Demand empfiehlt z.B. Lesungen für den Zeitraum nach der Veröffentlichung. Ein **Zeitstrahl oder Gantt-Diagramm** kann hierfür hilfreich sein.

### **Planung konkreter Marketing-Maßnahmen**

Hier geht es ans Eingemachte. Wie ich euch in einem anderen Post zeigen werde, besteht Buchmarketing **nicht nur aus den klassischen Werbemaßnahmen**. Auch **produkttechnische, preistechnische und vertriebliche Faktoren** spielen eine große Rolle und wollen von langer Hand geplant sein - auch schon lange vor der Veröffentlichung. Dazu aber an anderer Stelle mehr.

Bei der Planung der Marketing-Maßnahmen solltest du die **Erkenntnisse aus deiner Marktforschung, Zielgruppen- und Konkurrenzanalyse** aktiv einsetzen und verarbeiten. Auf diese Weise kannst du dich positiv **von der Konkurrenz abheben** und die Zielgruppe zum **Kauf deines Buchs** (und nicht der anderen) verleiten.

## **Schritt 3 im Buchmarketing: Umsetzung**

Jetzt werden deine **Buchmarketing-Maßnahmen plangemäß umgesetzt**. Hier gibt es nicht mehr viel zu sagen, da du dir schon im Vorfeld so viele Gedanken darüber gemacht hast, dass es jetzt nur noch ans Machen geht.

## **Schritt 4 im Buchmarketing: Kontrolle**

Ein Punkt, der von den meisten Menschen unterschätzt wird, ist die Kontrolle. Je nachdem, welche Marketing-Maßnahmen du verfolgt hast, ist die Kontrolle mehr oder weniger einfach. Ich möchte dir hier ein paar Beispiele zeigen, wie du Marketing-Maßnahmen für dein Buch einfach überprüfst:

- **Social Media Anzeigen:** Hier kannst du mit demselben Tool, in dem du die Anzeigen geplant hast, auch ihre Wirksamkeit überprüfen. Im Optimalfall sind in deinen Anzeigen Kauf-Buttons integriert. Hier ist es besonders wichtig zu wissen, wie viele darauf geklickt haben. Auch das Verhältnis von Impressionen (= alle, die es gesehen haben) zu Klicks ist wichtig. Wenn du mehrere verschiedene Anzeigen (z.B. mit unterschiedlicher Tonalität und/oder Zielgruppe) geplant hast, lohnt es sich auch, deren Performance zu vergleichen.
- **E-Mail-Marketing:** Du machst in deinem Newsletter Werbung für dein Buch? Dann ist es interessant zu sehen, wie viele Menschen deine Mail überhaupt geöffnet haben, und wie viele derer, die sie geöffnet haben, auf den entsprechenden Link zu deinem Buch geklickt haben. Das sollte sich ganz einfach über dein Newsletter-Programm herausfinden lassen.

Nach der Veröffentlichung ist vor der Veröffentlichung! Selbst wenn deine Marketing-Strategie floppt, bist du immer noch **reicher an Erfahrung** als vorher. Diese Erfahrungen kannst du aktiv in die Planung für das Marketing deines nächsten Buches **einfließen lassen** (auch das ist Primärmarktforschung!) - und der Kreislauf beginnt aufs Neue.

## Fazit

Was solltest du aus diesem Artikel mitgenommen haben?

- **Buchmarketing ist mehr** als Social-Media-Anzeigen
- Buchmarketing ist ein strategischer Prozess, der aus **Marktforschung, Planung, Umsetzung und Kontrolle** besteht
- Keine der Phasen kann ausgelassen werden, da sie **aufeinander aufbauen**. Je besser du die vorangehende Phase meisterst, desto besser wird die Folgephase verlaufen.
- Dasselbe gilt für die **Kontrolle**: Je sorgfältiger du hierarbeitest, desto **wertvollere Erkenntnisse** wirst du für die Marketing-Planung des nächsten Buches haben.

Weitere Tipps zum Buchmarketing und zur Verlagssuche findest du unter <https://anniewaye.de>

~ ~ ~

---

## ANZEIGE

### Thron aus Sturm und Sternen: Seelendonner (Annie Waye)

Fesselnd, magisch, episch! – Ein unvergessliches Fantasy-Abenteuer.

Jeder hat eine bestimmte Rolle im Leben. Aber welche war meine? Die der Verräterin? Der Mörderin?

Als ein Krieg um den Thron ausbricht, gerät Kauna aus dem längst vergessenen Stamm der Crae unfreiwillig zwischen die Fronten: auf der einen Seite der Königssohn Malik, dem sie ihr Leben zu verdanken hat. Auf der anderen ihre große Liebe Gil, dessen Vater die Macht an sich zu reißen und ihren Stamm zu unterwerfen droht. Als Kauna dem Ruf ihres Herzens folgt, verliert sie alles, was ihr je etwas bedeutet hat – und begibt sich gemeinsam mit ihrem Seelentier Hana auf eine Reise, von deren Ausgang schon bald nicht nur das Überleben ihrer Familie abhängt, sondern das Schicksal des ganzen Königreichs.

*Loomlight Books, E-Book, 390 Seiten, ab 14 Jahren  
ISBN: 978-3-522-65465-4  
Teil 1 einer Dilogie*



© Thienemann-Esslinger Verlag

## Über G. O. T. T. und die Welt – Im Gespräch mit Sebastian Schaefer

EIN INTERVIEW VON JANA HOFFHENKE



© Sebastian Schaefer

*Mit „G.O.T.T.“ ist dein neuer Sciencefiction-Roman im Eridanus Verlag erschienen. Erzähl uns doch kurz, worum es darin geht.*

„In *G.O.T.T.* erzähle ich eine weitere Geschichte aus der schillernden Welt, die der geneigte Leser schon in meinem Roman *Der letzte Kolonist* kennenlernen durfte. Erneut tauchen wir tief ein in die in ewiger Stille liegenden Weiten des im Sternenlicht funkelnden Alls und werden Zeuge seiner unerschöpflichen Wunder. Wir erleben fantastische Galaxien, reisen an faszinierende ferne Orte, entdecken fremdartige Kreaturen und Technologien und lüften verborgene Geheimnisse.

*G.O.T.T.* ist eine eigenständige und für sich abgeschlossene Erzählung, aber nimmt ebenso lose Fäden auf und spinnt sie weiter. Nach den Geschehnissen aus *Der letzte Kolonist* ist die Welt in mancherlei Hinsicht eine andere geworden. Sie ist aber noch immer ein Platz für finstere Schurken, tapfere Helden und große Taten. Während das wie ein Saphir glitzernde Permana zum großen Turnier ruft, lauern bedrohliche Gefahren im eisigen Dunkel und warten nur darauf, dem Leser zusammen mit den verwobenen Schicksalen von elf Charakteren enthüllt

zu werden. Ich lade ein zu einem packenden Abenteuer und einem Wiedersehen mit dem finsternen Kult von Aszlil, göttlichen Wjui, neugierigen kleinen Gepps und einer Fülle von Neuem und Unbekanntem.“

*Der Titel „G.O.T.T.“ weckt ja von Beginn an gewisse Assoziationen. Wie stark vertreten sind in dem Roman denn Glaube und vielleicht auch Spiritualität? Und wie gut vertragen sich diese Aspekte überhaupt mit dem Genre Sciencefiction?*

„Ich denke, dass Glaube überall eine Rolle spielt und unser Dasein vollständig durchdringt. Es geht hier nicht allein um Religion, wie ich sie bei den Grykk beschreibe, die ihr Leben und Wirken nach den Lehren der heiligen acht Längen des Kosmos ausrichten. Glaube bedeutet Vertrauen auf etwas, auch das Zutrauen in Jemanden. Es geht um Werte, um Ziele, Hoffnungen und Dinge, für die es sich lohnt zu leben und auch zu kämpfen. Es geht um den Sinn von allem und um die eigene höchstpersönliche Sinngebung. Ein jeder bestreitet sein Leben auf seine Weise und agiert aus seinen individuellen Gründen, Motiven und Anschauungen heraus.

Sciencefiction verträgt Glauben aber auch Spiritualität, auch wenn man, wie etwa oft bei der Wissenschaft, an sich vielleicht zunächst anderes vermuten und einen Widerspruch annehmen könnte. Ich sehe es mehr als Wechselspiel und vor allem auch Gewinn bei einer Erzählung wie *G.O.T.T.*. Warum greift der Mensch nach den Sternen? Er möchte entdecken, er möchte ihre Mysterien verstehen, er stellt sich die Frage nach dem *Warum* und dem, was ihn erwarten mag. Es ist nicht nur das *Wissen*. Es ist immer auch das Streben nach diesem, das Suchen, das Fragen und das Hoffen und Träumen.“

*Wie behältst du bei der Komplexität der Charaktere, Handlung und Welten den Überblick?*

„Es ist wohl so, dass es in meinem Kopf tatsächlich einfach sehr bunt zugeht und all diese Dinge in mir *leben* und sich in mir entwickeln. Das, was ich schreibe, schreibe ich, weil es für mich selbst nur so und auf diese Weise einen Sinn ergibt und in seiner Form einer inneren unvermeidlichen Logik folgt und heranwächst. Ich muss gestehen, dass das auch für mich als ihren Schöpfer nicht immer ganz leicht ist, aber das ist gleichzeitig auch ein ganz besonderer und mir wichtiger Aspekt. Auch ich selbst möchte schließlich meine Welten entdecken und mich in ihrer Detailfülle und Komplexität verlieren. Ich erfreue mich an meinem Werk, an den Entwick-

lungen seiner Figuren und Schauplätze. Um ihm mit seiner Komplexität und Dichte gerecht zu werden, lese ich im Geschriebenen selbst gerne mal etwas nach und mache mir manchmal auch eine kurze Notiz.“

*Wer sich „G.O.T.T.“ und den dazugehörigen Initialroman „Der letzte Kolonist“ genau anschaut, dem fällt auf, dass beide Bücher exakt die gleiche Seitenanzahl haben, ebenso wie die Anzahl der Kapitel und deren ungefähre Umfang sich gleichen. Zufall?*

„Nein, das ist tatsächlich kein Zufall. Jeder hat wohl seinen Schreibstil, aber eben auch seine Art des Schreibens. Wie angedeutet, schreibe ich persönlich so, wie ich ein Buch haben und selbst lesen möchte. Ich schreibe grundsätzlich in dem Format, das ich nutze, immer genau drei Seiten pro Kapitel. Für mich setzt das den geeigneten Rahmen, in dem ich die passende Menge an Handlung, verborgenem Hintergrund, verspielter und bildhafter Sprache etc. webe, die mir gefällt und nach meinen eigenen Maßstäben nicht zu wenig und nicht zu viel, sondern genau richtig und stimmig ist. Aus diesen Kapiteln spinne ich dann in den Wiederholungen der Charaktere und ihrer individuellen Handlungsstränge mit je sieben sich abwechselnden Kapiteln die Handlung hin zu dem 50. Kapitel als Epilog. Ich wetteifere mit mir selbst, weil ich versuche, es nach eben diesen Spielregeln zu meistern. Bisher ist es mir immer gelungen, dass Worte, Sätze, ja die gesamte Geschichte dann einfach flossen und sich daraus letztlich alles genau wie gewünscht fügte und zum großen Ganzen zusammensetzte. Es ist aber kein Selbstzweck und letztlich nicht in Stein gemeißelt. Es ist nur ein Spiel mit der Sprache. Ich spiele mit ihr und sie mit mir und wir beide sind gespannt, wohin es uns führt. Wir überraschen uns gegenseitig mit unseren Schachzügen und Strategien und lächeln uns respektvoll zu, wenn wir etwas Besonderes, etwas Überraschendes, etwas Schönes vollbracht oder geboten bekommen haben.“

*Ich habe den Eindruck, dass es bei den Lesern deiner Büchern eigentlich nur zwei Lager gibt: Die einen, die total begeistert sind, die anderen, die einfach keinen Zugang zu deinem Stil finden. Dazwischen scheint es nichts zu geben. Hast du dafür eine Erklärung? Und wie gehst du generell mit Kritik um?*

„Grundsätzlich können die schon erwähnte Komplexität und Dichte bereits den Zugang zu meinen Büchern erschweren. Nicht jeder genießt es wie ich, auch den kleinsten Details Beachtung zu schenken, gegebenenfalls mal etwas nachlesen zu müssen oder ein Buch vielleicht auch einmal aus der Hand zu legen, um darüber nachzusinnen. Auch die verwendete Sprache, die nicht nüchtern und pragmatisch

schlicht, sondern sehr verspielt, bildhaft und ausschmückend ist, ist wirklich verständlicherweise nicht jedermanns Sache. Ich glaube aber, dass es ein Buch auszeichnet, wenn es auf diese Weise auch polarisiert. Jeder Mensch ist anders und hat andere Erwartungen und Vorlieben. Schon bei der Auswahl des Genres sind die Leser unterschiedlich und nicht der gleichen Ansicht. Der eine liest vielleicht nur spannende Krimis, der andere am liebsten verworrene Spionagethriller, wieder andere epochale Fantasy-Romane oder auch anrührende Liebesgeschichten. Aber nicht nur das Thema, sondern auch die Art seiner erwünschten Ausgestaltung ist abhängig vom Einzelnen und seinem individuellen Geschmack. Wenn die Schnittmenge von etwas zu groß ist und es allen gefällt, dann muss es natürlich nicht gleich der sprichwörtliche Einheitsbrei sein, aber ich denke doch, dass Dinge, die etwas aus dem Rahmen fallen und auf ihre Weise besonders sind, in der Lage sein können, mehr zu geben als das Alltägliche und dadurch hervorstechen. Kritik, die all das berücksichtigt und weiß, dass nicht jedes Buch etwas für jeden Leser ist, kommt mir sehr entgegen, denn sie zeigt, dass sie sich mit dem Geschriebenen beschäftigt.“

*Als Verlegerin darf ich unumwunden und mit voller Bewunderung zugeben, dass dir mit deiner Figur des Großmeisters Techler ein echtes Meisterstück gelungen ist. Was oder wer hat dich zu diesem wirklich schrägen Charakter inspiriert?*

„Vielen Dank für das Kompliment. Letztlich hat mich der Gedanke der Unsterblichkeit beschäftigt, die bei den Kultisten von Aszli ja eine sehr spezielle und den unerwarteten Nebeneffekten eines Schultergenerators und einem von ihm ausgehenden schützenden Kraftfelds geschuldet ist. Wie würde jemand sein, der im hochmütigen Vertrauen auf glanzvolle Technologie plötzlich alles verliert, während er selbst überlebt, nur um dann nach einer Weile irgendwann zu bemerken, dass man zwar nicht stirbt, aber sich doch über die passierenden Ewigkeiten nach und nach zersetzt und schleichend vergeht? Großmeister Techler schwankt nicht nur auf knöchernen Beinen durch das Universum, sondern auch zwischen Zuständen und Wesenszügen wie exzessivem Wahnsinn, verzweifelter Langeweile, äußerster Verschlagenheit, perfider Schadenfreude, abgrundtiefer Grausamkeit, gemeinem Genie und immer wieder bitterbösem Humor und Sarkasmus und erweckt dabei trotz allem doch Sympathie und vielleicht sogar eine Spur Mitgefühl und Verständnis ob seiner besonderen Situation und jammervollen Erscheinung.“

*Zum Schluss drängt sich noch eine wichtige Frage auf: Obwohl deine beiden Romane jeder für sich funktionieren*

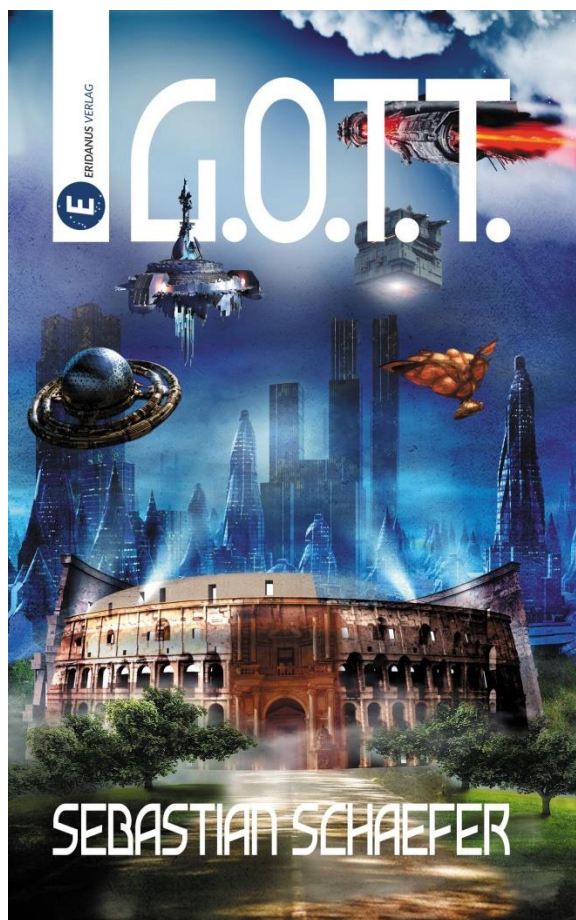
*und einen entsprechenden Abschluss haben, scheint das von dir erschaffene Universum trotzdem noch weitgehend unerforscht, hinter vielen Sätzen und Beschreibungen verstecken sich scheinbar unzählige weitere Geschichten. Wird es also weitere Romane von dir geben?*

„Es gibt große, herrschaftliche Hallen und hohe, lichte Säle, es gibt kleine, schmucke Zimmer und feine Salons, aber es gibt auch schmucklose enge Kammern, die im Verborgenen liegen, Kammern, die über verschlungene Pfade zu versteckten Winkeln führen, zu geheimen Orten und Plätzen, die wichtig sind. – Es gibt Dinge, denen man unbedingt

auf den Grund gehen sollte, meinst du nicht auch? Ich schreibe daher tatsächlich bereits an einem weiteren Roman in dem von mir kreierte und immer noch so geheimnisvollen Universum, das im Roman *Der letzte Kolonist* seinen Anfang genommen hat, und hoffe, dass ich noch viele Abenteuer in der mir lieb gewonnenen eigenen Welt erleben und in meinen Geschichten davon erzählen darf. Wie Bastian Balthasar Bux aus Michael Endes *Die Unendliche Geschichte* habe ich mir schon immer eine Geschichte gewünscht, die niemals endet. Es würde mich sehr freuen, denn ich kann mir kaum etwas Schöneres vorstellen.“

~ ~ ~

### ANZEIGE



© Eridanus Verlag

*Eridanus Verlag, 2020, TB, 420 Seiten, 14,90 €  
ISBN: 978-3-946348-25-2  
Auch als E-Book erhältlich*

„Dein Weg war, ist und wird mühsam, aber wenn es dann zum Ende kommt, dann wird es ein gutes sein, da bin ich mir sicher.“

Der Klang goldener Fanfaren hallt durch die Galaxien. Permana, die kleine, einem funkelnden Saphir gleiche Welt, ruft zum bedeutendsten Turnier des Universums und die Champions aller Völker eilen herbei, um den Schatz der Dynastie und mit ihm immerwährenden Ruhm zu erlangen. Noch ahnt niemand, dass für den Sieg weit mehr nötig sein wird als Kampfgeschick und Tapferkeit. Fernab des Wettstreits taumelt ein gesichtsloser Reisender im verschmutzten Sartre-Anzug durch Raum und Zeit und stellt sich einer entsetzlichen Bedrohung, welche die gesamte Schöpfung ins Chaos stürzen könnte.

Die Schicksalsfäden von elf Charakteren, die unterschiedlicher kaum sein könnten, werden in G.O.T.T. auf höchst unerwartete Weise miteinander verwoben und schließlich zu einem großen Finale geführt. Das bildgewaltige SF-Spektakel bringt ein Wiedersehen mit den unsterblichen Wjui, dem Kult von Aszlil und den Gepps – diesen kleinen, neugierigen Nagetieren, die allzu gern Verwirrung stiften, indem sie mit ihren beherzten Pfoten am großen Rad des Schicksals drehen.

Sebastian Schaefer erschuf mit G.O.T.T. ein weiteres Kapitel seiner bildgewaltigen Space Opera. Der Initialroman für dieses Werk, »Der letzte Kolonist«, wurde für den Phantastikpreis der Stadt Wetzlar und den Deutschen Science-Fiction-Preis nominiert.

## Von Prinzessinnen und Vulkanen – Im Gespräch mit Christina Hiemer

EIN INTERVIEW VON CHRISTOPH GRIMM

*Wenn man Autor\*innen fragt, wie sie zum Schreiben gekommen sind, kommt zumeist die Antwort, sie hätten schon immer Geschichten gesponnen. Dein Weg ist hingegen etwas anders verlaufen ...*

„Ja, das kann man so sagen. Während ich viele Kolleg\*innen kenne, die seit ihrer Kindheit Geschichten schreiben, fing ich erst mit Mitte Zwanzig an. Für mich waren die Kurzgeschichten ein gewisser kreativer Ausgleich zum Studium. Aber irgendwann reichten mir ein paar Seiten einfach nicht mehr aus, weshalb ich dann meinen ersten Roman begann. Ich bin also strenggenommen ein Spätzünder was das Schreiben angeht.“

*Erzähle uns doch einmal kurz, worum es in deinem neuen Roman „The Second Princess: Vulkanherz“ geht*

„In *The Second Princess - Vulkanherz* begleiten wir Saphina Bell, die jüngste von drei Prinzessinnen. Sie ist ein kleiner Wildfang, musste in ihrem Leben bisher noch nie wirklich Verantwortung übernehmen und das merkt man ihr Anfangs auch an. Aber das ändert sich schneller als ihr lieb ist, als etwas Schreckliches passiert (Ich verrate natürlich nicht was – Spoiler sind ja ein absolutes No-Go!). Jedenfalls traut ihr niemand die neue Rolle in ihrem Leben zu, am allerwenigsten sie selbst. Zum Glück bekommt sie aber Hilfe von Dante De Lacey. Dieser soll ihr bei ihrer neuen Aufgabe helfen. Allerdings ist Saphina niemand, der gern Hilfe von anderen annimmt, weshalb die beiden einige Zeit brauchen, bis sie miteinander warm werden. Das Kennenlernen der beiden gestaltet sich an vielen Stellen doch recht amüsant und ganz unter uns – manchmal hatte ich echt Mitleid mit Dante. Aber zum Glück hat er eine Engelsgeduld, zumindest meistens.

Das Setting der Geschichte selbst ist zwar an vielen Stellen klassisch „royal“ gehalten (immerhin hausen auch moderne Prinzessinnen nicht in einer drei-Zimmer-Wohnung), allerdings gibt es auch einige Dinge, die für den Leser neu und eher ungewohnt sein dürften. Beispielsweise spielt die Geschichte auf der Insel „St. Lucien“ und auch die Tatsache, dass die besagte Insel von Frauen regiert wird (ausschließlich von Frauen!).

*Jede Geschichte beginnt mit einer Idee. Was hat dich zu dieser Geschichte inspiriert?*

Ich lese ja selbst in meiner Freizeit gerne Fantasybücher und bin bei meinen Streifzügen durch die Buchhandlungen über unzählige Bücher gestoßen, in

denen junge, naive Prinzessinnen zu Bällen geschickt wurden, um sich an irgendwelche ach-so-unwiderstehlichen Prinzen heranzuschmeißen, um auf diese Weise ihr Königreich zu retten. Dass die Prinzessinnen darauf meist wenig Lust hatten versteht sich von selbst, wer wird schon gern zwangsverheiratet und mal ehrlich – wie soll eine simple Heirat bitte die Welt, äh- ich meine natürlich ein Königreich retten? Ich fand es schade, dass diese jungen Mädchen keine anderen Mittel und Wege finden konnten, um ihre Königreiche zu beschützen. Immerhin leben wir doch im 21. Jahrhundert und eine Hochzeit ist nicht der universelle Problemlöser – Fantasy hin oder her. Also überlegte ich mir, wie ein „moderneres“ Königreich wohl aussehen könnte. Natürlich habe ich männliche Figuren nicht vollends aus dem Buch verbannt und Saphina ist auch keine „Wonderwoman“ die sämtliche Probleme allein löst – sie hat in ihrem Abenteuer auch Hilfe von unzähligen Figuren. Aber sie muss zu keinem Zeitpunkt jemanden heiraten, den sie nicht liebt, um irgendwas oder irgendwen zu retten. Das war mir wichtig, denn auch Prinzessinnen können die Heldinnen ihrer eigenen Geschichten sein.

*In „The Second Princess: Vulkanherz“ entführst du die Leser auf den karibischen Inselstaat St. Lucien. Hat das kleine Königreich ein reales Vorbild?*

Leider war es mir bisher noch nicht vergönnt tatsächlich in die Karibik zu fliegen, aber nachdem ich diese Geschichte geschrieben habe, steht sie definitiv auf meiner persönlichen Reise-Bucket-List! Obwohl St. Lucien fiktiv ist, gab es eine reale Insel, die mich maßgeblich inspiriert hat – Sankt Lucia (St. Lucia). Kritiker werfen mir jetzt vor, dass ich bei der Namensgebung doch hätte kreativer sein können (und ich gebe euch recht!), aber ich mochte die Tatsache, dass die beiden Inseln sich namentlich so ähnlich sind. Beide Inseln sind Vulkaninseln, beide haben starke, dschungelartige Vegetation und beide sind wunderschön und bergen sicherlich viele Geheimnisse. Ich hoffe sehr, dass ich die reale Vulkaninsel irgendwann auch mal besuchen kann, um mir den Vulkan mal von der Nähe anzuschauen.

*Ohne zu viel spoilern zu wollen, aber gerade den Abschnitt in der „Vulkanwelt“ empfand ich besonders fantasievoll. Was hat dich zur Gestaltung inspiriert?*

Vulkane haben mich schon immer irgendwie fasziniert. Die Tatsache, dass sie so eine Naturgewalt darstellen, sie sich nicht kontrollieren lässt und der



Anblick von fließender Lava – all das fand ich schon als Kind spannend. Und als ich bei meiner Recherche dann über St. Lucia stolperte und ich entdeckte, dass es dort einen Vulkan gibt, war für mich klar, dass dieser der Dreh- und Angelpunkt meiner Geschichte werden würde. Ich stellte mir vor, was für Wesen wohl in einem Vulkan leben würden, wie es dort aussehen könnte und relativ schnell war die „Vulkanwelt“ geboren.

*Wie auch schon in deinem Debüt „Mentira“ erzählst du die Geschichte von Saphina aus der Ich-Perspektive. Wieviel Christina steckt in Saphina? Und was magst du an ihr besonders, was überhaupt nicht?*

Ich lese oft, dass Autor\*innen sagen, sie würden keine eigenen Charakterzüge von sich selbst in ihren Figuren sehen. Aber um ehrlich zu sein ist es bei mir eigentlich genau andersherum. Jede meiner Heldinnen trägt irgendwo ein Stück von mir in sich. Sowohl Livia als auch Maylin und Saphina sind mir in bestimmten Situationen ähnlicher als ich vielleicht zugeben sollte. (Besonders Parallelen zu Livia würde ich eigentlich gern abstreiten, aber ihre Ungeduld, gerade so kurz vor der Veröffentlichung kommt mir nur allzu bekannt vor!)

In Bezug auf Saphinas Charakter gibt es bestimmte Szenen in Kombination mit Dante, wo ich mich selbst schon sehr wiederfinde (Stichwort: Hanbō) und beim Schreiben selbst lachen musste, weil sie so ein verdammter Dickkopf ist. Ich versuche aber natürlich immer jeder Figur eine andere, authentische Persönlichkeit zu geben. Denn letztlich entscheidet ja auch die Sympathie wie sehr ich als Leser\*in mit den Figuren leide, lache und wie sehr sie es schaffen einen in ihren Bann zu ziehen.

*Über eine spannende, unterhaltsame Handlung hinaus weben Autor\*innen in ihre Geschichten gerne ein übergeordnetes Thema. Was wünschst du dir, dass die Leserinnen und Leser aus „The Second Princess“ mitnehmen?*

Ich bin eigentlich kein Typ, der gern die Moralkeule schwingt. Aber speziell beim Thema „Prinzessinnen“ fiel mir doch auf, wie klischeebehaftet die Prinzessinnen des 21. Jahrhunderts zu sein scheinen. Und ich finde einige Motive in dem Zusammenhang sollten wir durchaus überdenken.

Es kann eigentlich nicht sein, dass wir jungen Frauen und Mädchen erzählen, wie unabhängig sie sind, dass sie heiraten und lieben können wen sie wollen. Ihnen aber gleichzeitig so viele (Jugend-)Bücher vor die Nase setzen, in denen genau das Gegenteil die Regel ist. Natürlich ist all das Fiktion und die darf viel – nahezu alles. Und das ist gut so. Aber ich möchte, dass speziell die Leserinnen von meinen Prinzessinnen wissen, dass sie alles sein können, was sie möchten. Mutig, unabhängig, stark UND

gleichzeitig eine Prinzessin. Denn Prinzessinnen müssen nicht immer die Schwachen und Wehrlosen sein. Genauso wenig müssen die Prinzen die Retter und Helden sein. Wir sollten auch in den Fantasywelten offener sein, wenn es um Geschlechterrollen geht. Denn letztlich prägen Bücher die Jugend und je normaler diese Thematiken auch in Büchern sind, desto normaler sind sie im alltäglichen Leben.

*Arbeitest du bereits an einem neuen Roman und möchtest uns einen kleinen Hinweis geben, was uns erwartet?*

Derzeit arbeite ich an einem weiteren Fantasyeinzelband. Aber diesmal geht es nicht um Prinzessinnen, sondern um Gottheiten. Es ist wieder ein recht bekanntes und allgemeines Oberthema, bei dem ich versuche eine bisher vielleicht eher unbekanntere, andere Facette herauszuarbeiten. Auch diese Geschichte ist stellenweise wieder humorgeladen, wie die Prinzessinnen. Aber meine neue Protagonistin ist wesentlich tougher als Saphina. Sie ist von Anfang an eine zähe, schlagfertige Zeitgenossin, die weiß sich in der Welt zu behaupten. Auch diese Geschichte besitzt wieder jede Menge Düsternis. Denn hier gibt's es nicht nur einen, oder zwei, sondern gleich eine Vielzahl von Bösewichten. Aber seien wir mal ehrlich? Die sind es doch, die Geschichten erst so richtig spannend und interessant machen. Leider kann ich derzeit aber noch nicht viel dazu sagen, ob und wenn ja – wann diese Geschichte ihren Weg in die Buchwelt finden wird, denn bisher ist sie noch nicht unter Vertrag.



Carlsen, 416 Seiten, 15,00 €

ISBN: 978-3551584427

Auch als E-Book und Hörbuch erhältlich

## Harte Klänge in der Märchenwelt – Im Gespräch mit Ulli Perhonen

EIN INTERVIEW VON CHRISTOPH GRIMM

Die musikalische Adaption von literarischen Werken ist nicht selten, auch wenn sie außerhalb der Klassik und Musicals eher wenig vorkommen. Eine große Ausnahme bei den populären Musikstilen stellt der Metal-Sektor dar, bei dem es fast schon *zum guten Ton* gehört, die Essenz eines Werkes in einem Song einzufangen. Iron Maiden entführten auf den Wüstenplaneten Arrakis („To tame a land“), Battle Beast nahmen sich William Gibson an („Newromancer“) und der Zweitwohnsitz von Blind Guardian ist bekanntlich im Auenland (u. a. „Nightfall in Middle-Earth“).

Die hessische Symphonic Metal Formation **Snow White Blood** hat sich der Welt der Märchen verschrieben und im November 2020 ihr Debütalbum „Hope Springs Eternal“ veröffentlicht. Eine Besprechung findet ihr auf Seite 68, doch es sei vorweggenommen, dass das Quartett ein beachtliches Album vorgelegt hat, welches sich mit den besten Werken diverser Genregrößen messen kann. Grund genug, Sängerin **Ulli Perhonen** zu einem Interview zu bitten.



© Snow White Blood

*Märchen und Metal. Wie seid ihr auf diese ungewöhnliche Mischung gekommen?*

„Das hat sich mit der Findung des Bandnamens so ergeben. Damals hat sich aus vielen Vorschlägen „Snow White Blood“ durchgesetzt, was uns wegen des Wortspiels und des Bezugs zu Märchen sehr gut gefallen hat. Im Rahmen des Märchenkonzepts haben wir gleichzeitig einen roten Faden für unsere Musik und trotzdem sehr viele Freiheiten und Gestaltungsmöglichkeiten.“

*Worum geht es denn in „You Belong To Me“?*

„Die Geschichte des Songs setzt da an, wo die meisten Märchen aufhören: „... und sie lebten glücklich und zufrieden bis ans Ende ihrer Tage“, also nachdem Prinz und Prinzessin sich, wie so häufig im Märchen, gerade erst kennengelernt haben und vom Fleck weg heiraten.

Unserer Meinung nach ist das wohl eher Schönrederei. Wir erzählen in unserem Song die Geschichte, so wie sie hinter verschlossenen Türen wirklich ablaufen könnte – eine Geschichte über Macht, Kummer und verzweifelte Hoffnung.“

*Was verbindest du persönlich mit Märchen?*

„Märchen sind so viel mehr als reine Kindererzählungen. Sie sind oft Spiegel der Gesellschaft und metaphorisch ausgestaltet, tragen eine Botschaft in sich. Man muss zwischen den Zeilen lesen, um seine eigenen Schlüsse aus ihnen zu ziehen, genauso wie bei unseren Songs auch.“

*Euer Album ist nicht nur musikalisch, sondern auch textlich sehr abwechslungsreich. „Longing For The Sea“ ist eine fast klassische Nacherzählung von „Die kleine Meerjungfrau“.*

„Das mag auf den ersten Blick so scheinen – tatsächlich heißt das zugrundeliegende Märchen aber „The Mermaid Wife“ und spielt auf den schottischen Shetlands. Dort haben die Meerjungfrauen die Gestalt von Robben, die an Land ihr Seehundfell abstreifen können und so ein menschliches Aussehen bekommen. Ein junger Mann stiehlt einer solchen Meerjungfrau ihr Fell, versteckt es, und heiratet sie kurz danach. Sie versucht, sich an ihre neue Situation zu gewöhnen. Sie hat jedoch so starkes Heimweh, dass sie in dem Moment, in dem sie ihr Seehundfell wiederfindet, endlich wieder ins Meer zurückkehrt.“

*In „Shared Hearts“ schlüpfen du und deine Duettpartnerin Lilly Seth in die Rollen von Schneeweißchen und Rosenrot, wozu es auch ein Lyric Video<sup>(1)</sup> gibt. Wie geht ihr an ein Märchen heran? Wie läuft das Songwriting im Hause Snow White Blood ab?*

„Das Songwriting war bisher für jeden Song ein klein wenig anders. Manchmal steht zuerst eine Gesangs-Melodie im Raum, manchmal schreibe ich auch zuerst die Lyrics. Dann kommt es wieder vor, dass Chris mit Gitarrenriffs um die Ecke kommt, die dann

die Basis für den Song bilden. Es kann auch abstrakter zugehen: Zum Beispiel basiert „Rising Of The Sun“ auf dem Intervall des Tritonus, der sich durch viele Songparts zieht. Außerdem stand ganz zu Beginn die Idee, dass der Song von Emotions-wechseln geprägt sein soll, von Verzweiflung hin zur Hoffnung und wieder zurück. Deswegen ist insbesondere bei diesem Song alles um diese Atmosphäre herumgebaut. Oder es ist mal andersherum: Da gibt dann die Gitarren-, Bass- und Drumfraktion ein bestimmtes Feeling vor und ich schaue dann, welches Märchen oder welcher Märchenaspekt dem Ganzen in den Lyrics gerecht wird. Ich mag es, dass hier viele Wege nach Rom führen und ich denke, dass gerade das auch die Abwechslung in unseren Songs ausmacht.

Generell richten wir uns nicht zwingend nach bekannten Songstrukturen. Wenn beispielsweise von den Lyrics her gerade kein Refrain passt, dann kommt eben zuerst direkt die zweite Strophe. Wir finden das spannend, weil es die Songs interessanter und vielleicht auch weniger vorhersehbar macht. Wenn dann die Songbasis steht, widme ich mich schließlich den Orchestrierungen, damit der Symphonic-Metal-Sound komplett wird.“

*Hast du einen besonderen Liebling auf eurem Album?*

„Das ist immer schwierig, weil ich alle Songs ins Herz geschlossen habe. Wenn ich mir einen aussuchen müsste, wäre es „You Belong To Me“. Zum einen schätze ich die Zusammenarbeit mit unserem Duettpartner Danny Meyer, von dessen Band Oversense ich selbst Fan bin – hört da unbedingt mal rein! Zum anderen hat Stimmgewalt epische Chorpasagen beigesteuert, die dem Ganzen am Schluss des Songs nochmal den letzten Schliff geben.

Generell bin ich insbesondere mit dem Songwriting von „You Belong To Me“ sehr zufrieden – wir haben sehr lange daran gewerkelt, weil man bei knapp acht Minuten Songlänge eben gut aufpassen muss, dass man nichts unnötig in die Länge zieht und immer wieder neue Facetten zeigt, um die Spannungskurve aufrechtzuerhalten. Das Feedback unserer Fans zeigt uns, dass uns das gelungen ist. Nicht zuletzt bin ich auch sehr stolz auf das Video<sup>(2)</sup>, das wir mit viel Liebe und Herzblut gemeinsam mit Eulenhertz Artwork erschaffen haben.“

*Was ist dein Lieblingsmärchen bzw. welche Geschichte möchtest du auf jeden Fall noch mit Snow White Blood umsetzen?*

„Mein Lieblingsmärchen ist das Märchen der Sieben Raben. Konkrete Pläne zur Umsetzung stehen noch nicht, aber dazu wird's bestimmt irgendwann etwas Musikalisches geben.“

*Aufgrund der aktuellen Situation sind verbindliche Aussagen sicher schwierig, aber steht schon fest, wann man euch wieder live erleben kann?*

„Wir werden abwarten müssen, ob diverse Termine, die noch in der Schwebe sind, auch stattfinden können. Wir halten euch auf unserer Website und unseren Social-Media-Kanälen auf dem Laufenden!“

(1) [www.youtube.com/watch?v=KrCQLl1b70](https://www.youtube.com/watch?v=KrCQLl1b70)

(2) [www.youtube.com/watch?v=HWgKkVJ6THU](https://www.youtube.com/watch?v=HWgKkVJ6THU)

### **Mehr Informationen zur Band:**

[www.snow-white-blood.com](http://www.snow-white-blood.com)

[www.facebook.com/snowwhiteblood](https://www.facebook.com/snowwhiteblood)

[www.instagram.com/snowwhiteblood](https://www.instagram.com/snowwhiteblood)

SNOW WHITE BLOOD  
HOPE SPRINGS ETERNAL



© Snow White Blood / 7hard

7hard, Symphonic Metal, 50:31 min

EAN: 4-260437-280888

Es passiert selten, dass ein Debütalbum so rundum gelungen ausfällt wie „Hope springs eternal“ von Snow White Blood. Symphonic Metal Bands mit weiblichem Gesang gibt es seit den Erfolgsgeschichten von Nightwish und Within Temptation wie Sand am Meer und es ist schon eine Kunst, gleichermaßen diesen Größen zu folgen, an sie heranzureichen und dennoch eine eigenständige Note zu hinterlassen.

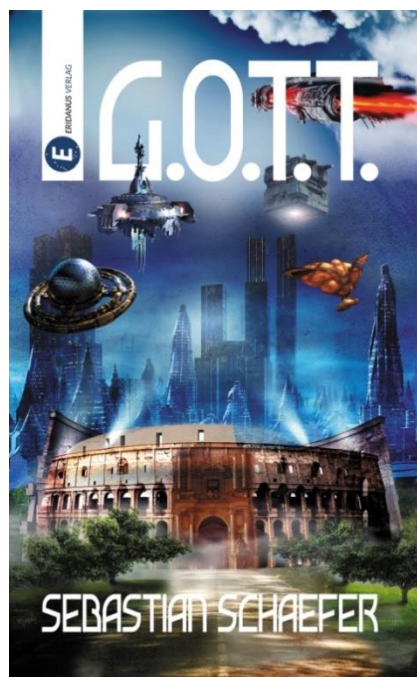
Auf „Hope springs eternal“ geht es innerhalb des selbst gesteckten Rahmens abwechslungsreich zu. Für die melodische Powernummer „Shared Hearts“ schlüpfen Frontfrau Ulli Perhonen und Gastsängerin Lilly Seth in einem mitreißenden Duett in die Rollen von Schneeweißchen und Rosenrot. Das getragene „Longing For The Sea“ besticht durch Melancholie und einen überraschend rockigen Mittelteil. „You Belong To Me“ und mein persönliches Highlight „The Court Jester“ sind episch ausgefallen, während Freunde härterer Klänge bei „Drop a Stitch“ die Matte schütteln können. Ob Ballade, Halbballade, Headbanger oder proggisches Epos – jeder der acht Songs weiß zu begeistern.

Ohne die Leistung der Band schmälern zu wollen, ist es die wunderschöne Stimme von Ulli Perhonen, die das gelungene Werk vollends veredelt. Sie singt nicht nur, sondern erweckt die Texte zum Leben. Die Sängerin bevorzugt den Klargesang, weiß aber auch mit klassischem Sopran, rockigen Einlagen und als Duettpartnerin zu begeistern.

Fazit: „Hope springs eternal“ ist nicht nur ein beeindruckendes Debütalbum, sondern zählt zu dem Besten, was das Symphonic-Metal-Genre zu bieten hat. Alle, die Nightwish, Within Temptation, Evancence, Epica, Xandria etwas abgewinnen können, sollten sich dieses Kleinod nicht entgehen lassen. Man darf gespannt sein, was von der Band noch kommen wird.

REZENSIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

SEBASTIAN SCHAEFER  
G.O.T.T.



© Eridanus Verlag

Eridanus Verlag, 420 Seiten, 14,90 €

ISBN: 978-3946348252

Auch als E-Book erhältlich

*„Es gibt große, herrschaftliche Hallen und hohe, lichte Säle, es gibt kleine, schmucke Zimmer und feine Salons, aber es gibt auch schmucklose enge Kammern, die im Verborgenen liegen, Kammern, die über verschlungene Pfade zu versteckten Winkeln führen, zu geheimen Orten und Plätzen, die wichtig sind.“*

Ich eröffne Rezensionen nur selten mit einem Zitat, doch für *G.O.T.T.* ist es nur passend. Die obigen Zeilen sind ein Destillat dessen, was den Lesern auf den knapp 413 Seiten erwartet: eine epische Geschichte, die so ausufernd und verschlungen erzählt wird, wie der Autor seine Sätze gestaltet.

Das Grundgerüst der Geschichte ist dabei recht simpel. Auf der an und für sich bedeutungslosen Welt Permana wird ein prestigeträchtiges Turnier veranstaltet – und Vertreter der verschiedenen Welten reisen an, um sich im Wettkampf miteinander zu messen.

Was die Geschichte so komplex macht, ist die Vielzahl der Figuren und Handlungsstränge, die der Autor um dieses Grundgerüst gewoben hat. *G. O. T. T.* begleitet nicht weniger als elf Charaktere, deren Schicksal es ist, zu verschiedenen Zeitpunkten in bestimmter Konstellation aufeinander zu treffen. Kein Strang erhält ein besonderes Gewicht, ebenso wenig präsentiert Sebastian Schaefer seine Aussagen auf einem Silbertablett.

Wie bereits der Vorgänger *Der letzte Kolonist* – den man nicht gelesen haben muss – zwingt der Roman ob seiner Detailfülle und Gestaltung auf verhältnismäßig wenigen Seiten, das Lesetempo zu senken und bisweilen auch zum Reflektieren. Ein durchaus fordernder Ansatz im ansonsten eher geradlinigen Genre der Space Opera. Wer sich darauf einlässt, wird mit einem fantasievollen Universum, interessanten Charakteren, feinem Humor und anregenden Gedankengängen belohnt.

Fazit: Ein inhaltlich wie sprachlich opulentes SF-Epos, das mit Fantasie und Tiefgang punktet.

REZENSIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

CHRISTINA HIEMER  
**THE SECOND PRINCESS:  
 VULKANHERZ**



© Carlsen Verlag

Carlsen, 416 Seiten, 15,00 €

ISBN: 978-3551584427

Auch als E-Book und Hörbuch erhältlich

Wir befinden uns auf dem fiktiven, karibischen Inselstaat St. Lucien, der seit seiner Entdeckung von der Bell Dynastie regiert wird. Wie es die royale Sitte bedingt, folgt die Erstgeborene auf den Thron, während die zweite Tochter dazu bestimmt es, die mysteriöse „Königin des Vulkans“ zu werden. Saphina war als Drittgeborene der aktuellen Generation bislang das Nesthäkchen ohne große Verpflichtungen. Saphinas Welt wird erschüttert, als kurz vor der Krönung der Ältesten, die mittlere Schwester unter mysteriösen Umständen ums Leben kommt. Konfrontiert mit

einer Aufgabe, auf das ihre Schwester von dem jungen Adligen Dante ihr Leben lang im Geheimen vorbereitet wurde, nimmt das Schicksal seinen Lauf.

Die bewerbende Beschreibung des Carlsen Verlag – „Royale Romantasy um eine Prinzessin im Bann düsterer Mächte“ – klingt so standardisiert, wie trashig. Junge Heldin, die über sich hinauswachsen muss? Check. Romantische Annäherung zwischen Mentor und Schülerin? Ja, es knistert ordentlich zwischen Saphina und Dante. Düstere Mächte, die unbesiegtbar erscheinen? Selbstverständlich. Also nichts Neues, nur in karibisch? – Mitnichten!

Was Christina Hiemer in „The Second Princess: Vulkanherz“ aus bekannten Erzählmustern und abgegriffenen Genre-Mustern macht, ist nicht nur spannend geschrieben, sondern auch inhaltlich großes Kopfkino. Neben einem fantasievollen Setting, gelingt es der Autorin nicht nur, unerwartete Wendungen zu bringen, wenn die Leser am Wenigsten damit rechnen, sondern fügt ihrer düsterromantischen Fantasy erfrischend passende Elemente des Adels- und des Kriminalromans hinzu.

Mit Saphina, aus deren Perspektive die Geschichte erzählt wird, ist der Autorin ein kleines Meisterstück in Sachen Charakterzeichnung gelungen. Gerade da sich der Roman vorwiegend an eine jüngere Leserschaft richtet, gebührt Christina Hiemer das Extra-Lob, hier eine junge Frau geschaffen zu haben, die nicht perfekt oder „besonders“ ist, sondern Ecken und Kanten hat und in ihre Aufgabe so hineinwachsen muss, wie es jeder von uns müsste.

Die starke Fokussierung auf Saphina sorgt natürlich dafür, dass die anderen Charaktere etwas oberflächlich und weitestgehend auf in Funktion begrenzten, stereotypen Mustern (dominante Mutter, vertraute Tante etc.) bleiben. Das, sowie ein etwas schnell abgehandelter Showdown trüben das Gesamtbild, sind aber auch die einzigen Wermutstropfen in dem ansonsten starken Roman.

Fazit: „The Second Princess: Vulkanherz“ ist ein rundum gelungener Urban Fantasy Roman, der mit Spannung, viel Fantasie, unerwarteten Wendungen, treffsicherem Spritzer Humor und einer Prise Romantik nicht nur die angepeilte, jüngere Leserschaft begeistern wird.

REZENSIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

SYLVANA FREIBERG, RALF ZACHARIAS (HRSG.)  
**UNSERE FREUNDE VON  
 EPSILON ERIDANI**



© Begedia Verlag

Begedia Verlag, 214 Seiten, 14,90 €  
 ISBN: 978-3957771377

*Unsere Freunde von Epsilon Eridani* bündelt auf etwas mehr als zweihundert Seiten vierzehn Kurzgeschichten rund um das Thema Erstkontakt. Die Autorinnen und Autoren nahmen sich dem Thema mit viel Fantasie oder Humor – gerne auch mal mit beidem – an.

Die Wertung einer Anthologie richtet sich zumeist daran, wie viele Geschichten den persönlichen Geschmack trafen. Diese Sammlung bildet keine Ausnahme. Abgesehen von dem schönen Umstand, dass mir zehn der vierzehn Beiträge sehr gut gefielen – nicht die schlechteste Quote – muss ich objektiv anmerken, dass alle Beiträge auf einem handwerklich hohen Niveau sind. Bei der Beteiligung von Genre-Größen wie Thorsten Küper, Uwe Post oder Melanie Vogltanz überrascht dies zwar nicht, aber im Gesamten ragt die Anthologie aus dem Meer der Kurzgeschichtensammlungen positiv heraus.

Mein persönliches Highlight der Sammlung ist „Delter“ von Frank Lauenroth. Komplet primatenfrei, begeistert die Geschichte nicht nur mit einem spannenden Plot, sondern auch mit einer faszinierenden, insektenartigen Spezies. Ganz großes Kino auf wenigen Seiten.

Ein Kleinod ist auch „Defekt“ von Melanie Vogltanz. Der spannend erzählten Geschichte um ein überraschend entdecktes Habitat gelingt der Wechsel von anfänglich schnoddriger zur dramatischen Erzählung glänzend. Mit etwas mehr Raum hätte es eine großartige Novelle ergeben, so wirkt der Schluss ein

bisschen überhastet – aber das ist Gemecker auf (sehr) hohem Niveau.

Fazit: *Unsere Freunde von Epsilon Eridani* ist eine durchweg gelungene Anthologie, die Liebhabern hochwertiger SF-Kurzgeschichten nur wärmstens empfohlen werden kann.

REZENSIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

ERIN LENARIS  
**DIE RING-CHRONIKEN  
 (TRILOGIE)**



© Tagträumer Verlag

**Band 1: Begabt**, 376 Seiten, 14,90 €

ISBN: 978-3946843900

**Band 2: Befreit**, 408 Seiten, 16,90 €

ISBN: 978-3946843689

**Band 3: Berufen**, 350 Seiten, 14,90 €

ISBN: 978-3946843832

Im Zuge des Erfolgs von Reihen wie *Die Tribute von Panem* und *Die Bestimmung* gab es in den letzten Jahren eine wahre Flut ähnlich gelagerter YA-Dystopien, die erschreckend einfallslos die Strickmuster dieser Reihen variierten. Auch *Die Ring-Chroniken* von Erin Lenaris sind nicht frei von einigen vertrauten Versatzstücken und für dieses Genre typische Konventionen. Die entscheidenden Unterschiede: Die Geschichte hat ihre eigenen Qualitäten – und ist verdammt gut geschrieben.

In ferner Zukunft hat der Klimawandel die Erde verändert. Die 16-jährige Emony verfügt über eine Gabe: Sie kann Lügen erkennen. Doch diese Fähigkeit bringt sie in Gefahr, als sie ihre Heimat, die lebensfeindliche Rauring-Wüste, verlässt. Denn es gibt nur eine Möglichkeit, der mörderischen Hitze und dem quälenden Durst zu entkommen – Emony muss eine

Ausbildung bei dem Unternehmen beginnen, das die weltweite Wasserversorgung kontrolliert. Rasch kommt sie dahinter, dass ihr Arbeitgeber die Wüstenbewohner betrügt. Der einzig ehrliche Mensch scheint ihr Ausbilder Kohen zu sein, für den sie bald mehr empfindet. Kann sie ihm im Kampf gegen den übermächtigen Gegner vertrauen? Und sind die Lügen noch viel größer als vermutet?

Wie eingangs erwähnt würde ein saloppes „ein bisschen *Panem* hier, eine Prise *Bestimmung* da“ der Trilogie trotz einiger Gemeinsamkeiten zu den Genannten nicht gerecht werden.

Mit ihrem Figurenensemble Emony, Felix und Kohen hat die Autorin sympathische Protagonisten und mit Tarmo einen dazu passenden Gegenspieler erschaffen. Gerade Emony, aus deren Perspektive die Geschichte erzählt wird, ist ein Geniestreich. Stark, ohne in ein Supergirl zu mutieren; intelligent, ohne ein Genie zu sein; naiv, ohne dumm zu wirken – ein realistischer Charakter mit Tiefe.

An der Spannungsschraube wird von Anfang an gedreht; der einfache und doch abwechslungsreiche gestaltete Schreibstil lässt die Seiten nur so dahinfliegen. Geschickt webt die Autorin Botschaften, die ebenso universal wie wertvoll sind, ohne den Zeigefinger zu erheben. Die Mahnung am unverhältnismäßigen Raubbau an der Natur kommt ebenso unaufdringlich daher, wie die Aufforderung, sich für das Richtige zu entscheiden.

Fazit: Mit ihrer Trilogie schuf Erin Lenaris ein eindrucksvolles Werk, das nicht nur eine jüngere Zielgruppe mitreißen wird.

REZENSIIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

SVEN HAUPT  
DIE SPRACHE DER BLUMEN

MysticVerlag, 312 Seiten, 12,99 €  
ISBN: 978-3947721443  
Auch als E-Book erhältlich

*„Wenn Einsicht dein Ziel ist, dann führt der Weg dorthin nicht durch Festhalten, sondern das Loslassen. Verstehen hat immer mehr mit Loslassen zu tun als mit Festhalten.“*

Was für eine eigenartige, bunte Welt, in der man in Sven Haupt's Werk *Die Sprache der Blumen* erwacht! Gemeinsam mit der Heldin entschlüpft man einer imposanten Schote und findet sich in Gesellschaft eines sprechenden, mürrischen Schimpansen inmitten eines Urwalds wieder. Doch wie ist das überhaupt möglich, wenn sie ein Mensch ist? Wer ist sie, wie kam sie hierher und was ist das für ein seltsamer Ort? Während man sich als Leser mit der jungen Frau darum bemüht, das leere Gefäß mit Erkenntnis

zu füllen, erleben wir im Wald so manche Skurrilität. Flora und Fauna entziehen sich jeglichem logischen Vorwissen und scheinen sich einen heimlichen Spaß daraus machen! Handtücher, die in Fruchtblättern wachsen, sind noch die harmloseste Überraschung. Nichts ergibt in diesem Wald einen Sinn und doch scheint er als groteskes System in sich geschlossen zu funktionieren. Lewis Carroll hätte an diesem Setting wahrlich seine Freude! Man selbst kommt aus dem Staunen jedenfalls nicht heraus, erappt sich sogar dabei, dass man so manches Lebewesen heimlich ins Herz schließt.



Auf die Fragen, die die Heldin den Bewohnern stellt, erhält sie indes keine verständliche Antwort. Dabei wird vielfältig mit ihr kommuniziert! Sowohl nonverbal auditiv durch wildes Tuten und Rascheln, taktil mittels Berührungen, dynamisch durch Gestiken, Mimiken und andere Körperbewegungen, manchmal sogar verbal, wenn auch nur auf höchst kryptische Art und Weise. Und doch wirkt alles wenig verständlich, irgendwie verzerrt und bringt die junge Frau mehrfach an ihre Grenzen. Dadurch entpuppt sich das Ziel der Erkundungstour schnell als etwas viel Wertvolleres als bloßes Verständnis. Es ist eine Reise ins Innere, die einen letztlich das eigene Selbst infrage stellen lässt. Sind die Pflanzen tatsächlich verrückt oder ist man selbst es nur zu wenig? Sicher trägt auch der versonnene Grundton der Erzählung dazu bei, der selbst durch den elitär anmutenden Schreibstil des Autors nicht durchbrochen wird.

Und dann kommt die große Wende! Zwar blitzt die Science-Fiction immer wieder im Fantasy-Setting auf, doch versteht man sie ebenso wenig wie diese Welt. Ab dem Moment, in dem sich das Wissen einstellt, entfaltet sie ihren vollen, verstörenden Charakter; es kommt eine mitreißende Bewegung in den Plot. Die Phantastik ist hier der Katalysator, der die Wirkung der SciFi gekonnt intensiviert. Letzte überschwemmt den Leser regelrecht, man ist dem Ertrinken nahe, um am Ende zutiefst berührt und

nachdenklicher als zuvor aus diesem Roman entlassen zu werden. Nichts ist, wie es auf den ersten Blick scheint: diese Wahrheit hallt noch lange bittersüß in einem nach.

Fazit: Vor einem wundersamen Setting veranstaltet Sven Haupt mit *Die Sprache der Blumen* ein tiefbewegendes Science-Fantasy-Spektakel über Kommunikation und Erkenntnis.

REZENSIERT DURCH JANINA BITTMANN

GRAF, VOGLTANZ, MAYERHOFER (HRSG.)  
GESCHICHTEN AUS DEM KELLER



© Verlag ohneohren

ohneohren, 350 Seiten, 13,49 €

ISBN: 978-3903296299

Auch als E-Book erhältlich

Ob es sich um neonbeleuchtete Betonräume, spinnwebenverhangene Untergeschosse oder modrige Gewölbe handelt: Keller sind unheimlich. Was lauert in den finsternen Ecken? Ächzt wirklich nur die Heizanlage? Wurde jene Wand vom Vermieter nur aus Gründen der Renovierung frisch verputzt oder hat er dahinter etwas dahinter versteckt, das nicht gefunden werden soll?

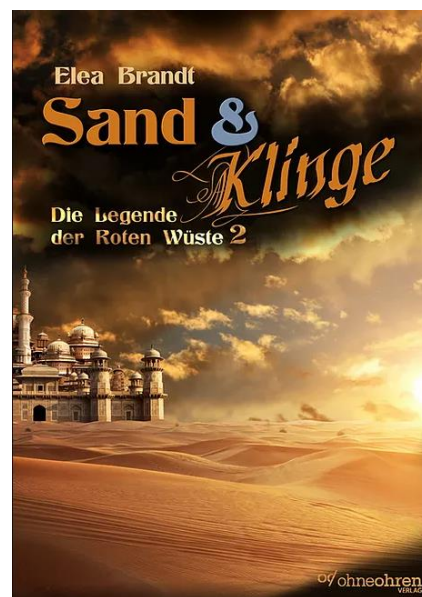
Diese beklemmenden Fragen haben sich die Autor\*innen dieser Anthologie gestellt. Heraus kam ein Potpourri Geschichten, die sich mit seltsamen Hobbygärtnern, verschrobene Wissenschaftlern, ruhelosen Geistern, Dämonen und unheimlichen Zwischenwelten befasst. Vom überwucherten Gewölbe bis zum algendurchsetzten Schwimmbecken eines Geisterhotels wird auch immer wieder räumliche Abwechslung geboten.

Mein persönliches Highlight der Sammlung ist „Unser kleines Haus in Texas“ von Faye Hell, in der ein Ehepaar in dem verborgenen Keller ihrer neuen Behausung eine gefesselte Frau auffindet. Ein Meisterstück in Sachen Spannung und Atmosphäre.

Dieses hohe handwerkliche und kreative Niveau hält die Sammlung leider nicht durchgängig. Manche Geschichten folgen konventionellen Ideen, ohne zu überraschen, während es manch guter Idee in der Ausarbeitung an schauriger Atmosphäre fehlt. Dagegen muss allerdings lobend erwähnt werden, dass das grundsätzliche Niveau der Sammlung solide bis gut ausfiel und kein (!) Ausfall zu verzeichnen ist. Somit geht „Geschichten aus dem Keller“ als empfehlenswerte Sammlung schauriger Geschichten durchs Ziel und wird nach dem Lese Genuss sicher für ein mulmiges Gefühl beim nächsten Abstieg in die heimischen Gewölbe sorgen.

REZENSIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

ELEA BRANDT  
SAND UND KLINGE  
DIE LEGENDE DER ROTEN WÜSTE 2



© Verlag ohneohren

ohneohren, 452 Seiten, 13,99 €

ISBN: 978-3903296145

Auch als E-Book erhältlich

Mit *Sand & Klinge* entführt uns Elea Brandt zum zweiten Mal in die Rote Wüste – und entlockt ihr eines von unzähligen Geheimnissen, die seit Jahrhunderten unter dem Wüstensand schlummern. Der Roman knüpft inhaltlich zwar an den Vorgänger *Sand & Wind* (2018) an, kann aber auch unabhängig davon gelesen werden.



Quiro, einstmals ein vorlauter Dieb, ist nun der künftige Gemahl der Prinzessin Arazin. Mag sich auch seine Rolle geändert haben: Sein loses Mundwerk, das ihm zwar meine Sympathien einbringt, doch dafür sorgt, dass er in seiner neuen Heimat Ylas aneckt, ist dasselbe geblieben. Die Vorurteile, die man dort gegenüber Zarbahan hegt, sowie ein hünenhafter Verfloßener von Arazin sind die weiteren Zutaten für einen Clash of Cultures, in dem es nicht an Situationskomik mangelt. Erzählt der Vorgängerroman herzerfrischend augenzwinkernd von den Schwierigkeiten, in die sich Quiro stets manövriert, ist *Sand & Klinge* für meinen Geschmack stellenweise überzeichnet und gerät bisweilen fast schon klamaukig. So viel Getöse brauchen die Figuren und der Roman gar nicht, um zu wirken. Vielmehr beweist die Autorin einmal mehr, dass es vor allem die leisen Zwischentöne und die Szenen, in denen sie ganz dicht dran ist an ihren Charakteren, den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen.

Über weite Strecken tat Quiro mir wirklich leid. Er bemüht sich redlich, sich anzupassen, doch kann es niemandem recht machen. Seine Verlobung mit Arazin scheint unter keinem guten Stern zu stehen – und zwischenzeitlich sogar auf dem Spiel.

Daneben stehen zwei weitere, neue Figuren im Fokus: die Karawanenführerin Kasha sowie Ischad, auf den sie durch Zufall in der Roten Wüste stößt. Beide teilen ein ähnliches Schicksal. Normalerweise ist Brandt eine Autorin, die ihre Leser\*innen mit unvorhergesehenen Plottwists überrascht. Leider ist ihr das zumindest bei diesem Handlungsstrang nicht gelungen. Wer *Sand & Wind* aufmerksam gelesen hat, erkennt auf Anhieb, wohin die Reise von Kasha und Ischad letzten Endes führen wird. Schade.

Brandt stellt in diesem Roman erneut unter Beweis, dass sie eine unvergleichliche Geschichtenerzählerin ist. Sie kreierte ein märchenhaft-orientalisches Fantasy-Setting, das sie in den farbenprächtigsten, betörendsten Bildern schildert. Vor allem der neu eingeführte Schauplatz Ylas fasziniert durch seinen archaischen Charakter und erinnert an die großen Stätten der alten Hochkulturen unserer Welt.

Positiv möchte ich hervorheben, dass sich Autorin und Verlag dafür entschieden haben, Content Notes zu verwenden. Damit zeigt Elea Brandt wieder, dass sie aktuelle Debatten innerhalb der (Fantasy)Literatur ebenso im Blick hat wie ihre Leserschaft.

Fazit Auch bei ihrer zweiten Reise in die Rote Wüste versprüht Elea Brandt orientalisches Flair, kann jedoch nicht so überzeugen wie im Vorgängerband. *Sand & Klinge* bietet ein stimmiges Setting und unglaublich charmante Protagonisten, denen man gern verzeiht, wenn sie mal überzeichnet ins Klamaukige abdriften. Angenehme Unterhaltung für zwischendurch.

REZENSIERT DURCH ANNA EICHENBACH

FABIENNE SIEGMUND  
DAS ZYLINDERKABINETT



© Art Skript Phantastik Verlag

Art Skript Phantastik Verlag, 108 Seiten, 7,00 €

ISBN: 978-3945045497

Auch als E-Book erhältlich

Fabienne Siegmunds Novelle *Das Zylinderkabinett* ist ein buchgewordenes Dankeschön an ihren guten Freund Oliver Plaschka und seinen Roman *Die Magier von Montparnasse* (Hobbit-Press, 2010). Einer Nebenfigur aus den *Magiern* hat die Autorin ein ganz eigenes Abenteuer gewidmet: dem Zauberkaninchen Puschkin.

Nasewippend, schnurrhaarzitternd und ohrenwackelnd führt Puschkin die Leser\*innen durch das Zylinderkabinett, eben jenen magischen Ort, der der Novelle ihren Titel gibt. Und was für ein Ort das ist! Eine Welt für sich, in der alles möglich scheint. Bewohnt von Kreaturen, die kauzig, geheimnisvoll, bedrohlich, hinterlistig, hilfsbereit oder bisweilen auch skurril sind. Doch eines sind sie nie: farb- oder gar fantasielos.

Puschkin nimmt uns mit in diese faszinierende Welt, in der uns hinter jeder Biegung etwas anderes erwartet, das uns zum Staunen bringt – als wären wir eine gewisse Alice, die sich in ein Wunderland entführen ließe. Fabienne Siegmund gelingt es unterdessen, mit jedem Wort den feinen Zauber dichter zu weben, der mich an die Erzählung bindet.

Ich muss gestehen: Ich habe mein Herz auf Anhieb an Puschkin verloren. Er ist ein hinreißender Protagonist, absolut niedlich und wirklich goldig. Als eines Tages ein Mädchen mit einem Schlüssel im Rücken im Zylinderkabinett auftaucht, muss er allen

Mut, der in seinem Zauberkaninchenherz schlummert, zusammen-nehmen, um der Fremden zu helfen, diesen Ort zu verlassen, an den sie eigentlich nicht gehört. Das Abenteuer der beiden schildert Fabienne Siegmund in einer Sprache, die ich nur als zauberhaft bezeichnen kann. Die Autorin ist eine wahrhaftige Wortakrobatin mit einem feinen Gespür für Sprache. Ihre Beschreibungen sind fantasievoll-poetisch und ihr Stil sowie ihr Einfallsreichtum müssen den Vergleich mit Neil Gaiman nicht scheuen.

Die Novelle ist eine Ode an und über Freundschaft – und über den Mut, der selbst im kleinsten, furchtsamsten Hasen- bzw. Kaninchenherz schlummert und es über sich hinauswachsen lässt. Eine Geschichte, die mich zum Träumen eingeladen und für eine (allzu kurze) Weile aus dem Alltag entführt hat.

Hinzukommt die liebevolle Gestaltung der Printausgabe. Sogar der Barcode auf der Rückseite kleidet sich in Zylinderform und es gibt ein fabelhaftes Daumenkino, dessen Star – wie sollte es auch anders sein? – ein Kaninchen ist. Damit ist sie vom Cover bis zur Rückseite – ebenso wie die Erzählung, die zwischen den Buchdeckeln schlummert – ein wahrhaft magisches literarisches Kleinod.

Fazit: In *Das Zylinderkabinett* erzählt Fabienne Siegmund poetisch-fantasievoll und verspielt die wundervolle Geschichte des Zauberkaninchens Puschkin, die zum Träumen einlädt. Optisch und inhaltlich ist die Novelle ein literarisches Kleinod – und für mich schon jetzt ein echtes Herzensbuch.

REZENSIERT DURCH ANNA EICHENBACH

---

**SASCHA HOOPS  
IMMERGRÜN  
BAND 1: AUFBRUCH**

Independently published, 339 Seiten, 12,99 €

ISBN: 978-1092595841

Auch als E-Book erhältlich

Immergrün liegt im ständigen Kampf mit dem schwarzen Drachen. Vor sechzehn Jahren endete der letzte Krieg, doch der Drache ist noch nicht besiegt und es ist nur eine Frage der Zeit, bis er zu neuer Macht gelangt. Inmitten von Immergrün haben sich die Brüder Sacul und Krain ein Leben mit ihrer Freundin Fiina aufgebaut. Ein neuer Auftrag könnte ihr Leben verändern, doch sie ahnen nicht, wie sehr. Auch Shalsia macht sich auf, um das Land zu erkunden und auf den Spuren ihrer Mutter zu wandeln. Aturo, der Held der letzten Schlacht, galt als verschollen. Bis er eines Tages inmitten der Kälte aufwacht und Minda in die Arme läuft. Sascha Hoops hat mich auf ein wahnsinnig spannendes Abenteuer mitgenommen. Inmitten von Immergrün ereignen sich gleich drei Hauptgeschichten.

1. Die Brüder Sacul und Krain, sowie ihre Freundin Fiina, die Aufträge erledigen und sich so ihren Unterhalt verdienen. Als sie einer Erkundung nachgehen und dabei in die Schusslinie geraten, müssen sie stärker zusammenhalten denn je.

2. Das junge Mädchen Shalsia, die es ihrer Mutter gleichtun möchte und Immergrün erkunden will. Auf ihrer Reise begegnet sie nicht nur neuen Freunden, sondern auch großen Gefahren und beweist, wie viel Mut in ihr steckt.

3. Aturo, der totgeglaubte Held, der plötzlich wieder auftaucht und nicht mehr weiß, wer er war.

Der Autor hat in Immergrün und seine Charaktere unglaublich viel Herz mit einfließen lassen. Das habe ich auf jeder Seite und mit jeder neuen Entdeckung gemerkt. So hat jeder einzelne von ihnen seine Ecken und Kanten, aber auch seine Stärken. Sie ergänzen sich, halten zusammen und es bilden sich tiefe Freundschaften. Ich finde es immer wieder beeindruckend, wenn Autoren es schaffen, dass sich der Leser in die Situationen einfühlen kann und mitfiebert. Auch die Welt ist mit wahnsinnig viel Liebe gestaltet. Es werden Kleinigkeiten eingestreut, die Geschichten alter Völker erzählt, Legenden mit auf den Weg gegeben und vieles mehr.

Immergrün ist so umfangreich und weitgreifend, dass ich mir manchmal eine Landkarte gewünscht hätte, an der ich mich entlang hangeln kann. Trotzdem schafft der Autor es, dass ich mich mit Vergnügen auf die Geschichte und die Welt eingelassen habe. Die drei Perspektiven fand ich aufregend und actionreich. Neben Untoten, Zwergen, Trollen, Elfen, Vampiren und Dämonen gibt es noch viele andere Wesen, denen sich die Charaktere stellen müssen. Dabei zeigen sie immer wieder was Freundschaft und Zusammenhalt bedeutet.

Ich kann gar nicht in Worte fassen, was ich alles erlebt habe! Nicht nur die drei Hauptgeschichten, sondern auch die ganzen Nebenzweige, die Andeutungen, die kleinen Rätsel, die eingestreut wurden. Und mir ist am Ende klar geworden, warum der erste Band „Aufbruch“ heißt. Es ist wie ein Zusammenraufen, eine Ankündigung, ein Neubeginn. Es ist für alle ein: alte Wege verlassen und zu neuen Abenteuern aufbrechen.

Deshalb bin ich gespannt wie die Fäden zusammenlaufen, was der Autor noch alles geplant hat und wie sich die ganzen Handlungen aufklären werden. Dass es mit drei fiesen Cliffhanger endet, hätte ich nicht erwartet, aber es lässt mich nur noch mehr voller Freude auf Band 2 warten!

Sascha Hoops schreibt schlicht und mit einer klaren Linie im Text. Er bringt in wenigen Sätzen seine Handlung voran und kommt ohne Umschweife auf den Punkt. Was mir bei Arbeiter Null anfangs schwerfiel, konnte mich hier umso leichter packen. Er streut Hintergründe in genau dem richtigen Maß, belebt jeden Charakter mit ganz viel Herz und

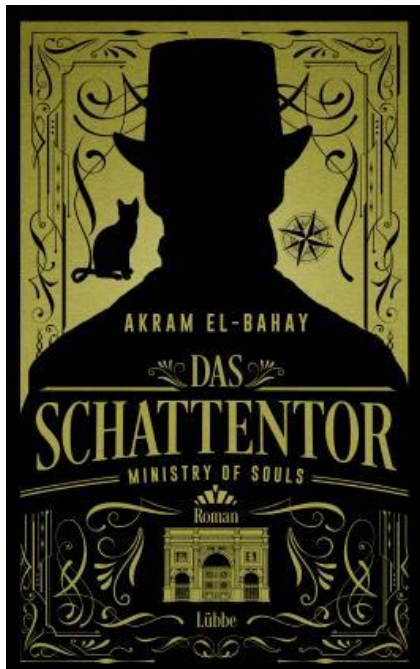
schaft es mit seinen Worten große Welten zu erschaffen. Ich liebe all die Kleinigkeiten, die er in die Handlung streut, die Kampfszenen, die sich so leicht lesen lassen und seine Ideen, mit der er mich bis zu seinem Lebensende versorgen könnte.

Fazit: Immergrün ist eine Welt voller Gefahren, Geheimnissen und Rätseln. Mit viel Liebe erweckt der Autor seine Charaktere und ihre Geschichten zum Leben und lässt einen nicht mehr so schnell gehen. Neben Mut und Stärke spielt auch Freundschaft und Zusammenhalt eine wichtige Rolle. Ich hatte unglaublich viel Vergnügen dabei Immergrün und all seine Facetten zu erkunden und freue mich auf weitere Abenteuer!

REZENSIERT DURCH CHRISTIN MAI

---

AKRAM EL-BAHAY  
**DAS SCHATTENTOR**  
MINISTRY OF SOULS I



© Luebbe

Luebbe, 352 Seiten, 16,00 €

ISBN: 978-3404209651

Auch als E-Book und Hörbuch erhältlich

Was wäre, wenn die Toten ihren Weg ins Jenseits nicht alleine finden würden und Hilfe bräuchten? Was, wenn es eine spezielle Einrichtung geben würde, die sich nur mit der Hilfe für diese Seelen beschäftigen würde?

Unvorstellbar? Nicht für Akram El-Bahay. Denn sein Buch *Das Schattentor* hat genau so ein Institut als Dreh- und Angelpunkt seiner Geschichte.

Aber der Reihe nach: London im Jahre 1850. Queen Viktoria herrscht über ein weltumspannendes Reich, doch die Lebensumstände in Hauptstadt sind nach wie vor nicht die besten. Täglich sterben die Menschen an Hunger, Krankheit oder sie kommen bei Unfällen zu Tode.

Doch die Welt ist ein wenig aus den Fugen, denn die Toten wollen London nicht verlassen und geistern durch die Straßen.

Da erscheint neben der frisch gegründeten Metropolitan Police das *Ministry of Souls* genau zum rechten Zeitpunkt auf der Bildfläche.

Eine ganze Mannschaft läuft durch die Straßen und sammelt, gerade bei schweren Unglücken, die verlorenen Seelen ein und bringt sie in ihre jeweilige Zwischenwelt. Soulman Jack ist eigentlich noch in der Ausbildung, als er zu einem besonders heiklen Fall an den Buckingham Palace beordert wird und sein erster großer Fall bringt ihn fast an den nervlichen Abgrund. Ein Staatsempfang ging fürchterlich schief und Jack soll Schadensbegrenzung betreiben, doch was, wenn nicht nur die Soulman in die Zwischenwelt gelangen können, sondern auch etwas aus der Zwischenwelt zurückkommen kann?

Akram El-Bahay webt eine Geschichte, die sich auf die Lebensumstände des viktorianischen Welt stützt und vermischt sie mit Geschichten aus 1001 Nacht und anderen mystischen und märchenhaften Elementen, sodass sich eine völlige neue eigene Welt ergibt, die parallel zur viktorianischen Zeit existiert. Alles ist durchdacht, kennt man sich in der viktorianischen Zeit aus, muss man oft herzhaft schmunzeln und viele kleine Feinheiten runden das Buch charmant ab. Ein Buch, was den Leser in eine vergangene und auch in eine traumhafte Welt leitet und das Lesen zum Genuss wird.

REZENSIERT DURCH SARAH LUTTER

---

SAMEENA JEHANZEB  
**WAS PREEMA NICHT WEISS**



© Sameena Jehanzeb

S. Jehanzeb/Nova MD, 360 Seiten, 12,99 €

ISBN: 978-3966983068

Auch als E-Book erhältlich

„Die Welt endete am 13. April 2036 mit ohrenbetäubendem Getöse, einem allumfänglichen Verlust der Orientierung und einer so tiefgreifenden Furcht, dass sie einem den Verstand in tausend Scherben brach.“ (S. 7)

Na, das ist doch mal ein erster Satz! Wer bitteschön würde nach solch einem Einstieg nicht weiterlesen wollen?

Protagonistin Preema stellt sich nach diesem Ereignis zunächst einmal ganz andere Fragen: Wo ist sie? Wer ist sie? Warum lebt sie überhaupt noch? Und wo sind alle anderen?

Als sie schwerelos schwebend in einem unendlich scheinenden weißen Nichts erwacht, ist jener Weltuntergang zunächst das einzige, woran sie sich erinnern kann. Nach einigen Schwierigkeiten entkommt sie zwar diesem seltsamen weißen Raum, landet daraufhin jedoch auf einer nicht minder seltsamen Lichtung, auf der so manche Gesetze von Zeit und Raum nicht zu gelten scheinen.

Kleiner Fortschritt: Immerhin gibt es dort noch andere Menschen, und zudem kommen nach und nach erste bruchstückhafte Erinnerungen an ihr bisheriges Leben zurück. Aber was es mit diesem merkwürdigen Ort, den dort gestrandeten Überlebenden sowie den regelmäßig auftauchenden schattenhaften Wesen auf sich hat, wie sie alle dorthin gekommen sind oder was überhaupt mit ihnen geschehen ist, darüber scheint niemand genaueres zu wissen. Gleichwohl kursieren verschiedenste Theorien. Welche davon

möglicherweise zutrifft oder was sonst hinter alldem stecken mag, versucht Preema von nun an herauszufinden.

Der besondere Reiz beim Lesen dieses Romans liegt in der permanenten Ungewissheit: Wir werden ebenso unvermittelt in jene unerklärliche Situation hineingeworfen wie die Protagonistin selbst. Gemeinsam mit ihr sind wir der fremdartigen Umgebung ahnungslos ausgeliefert und hoffen ständig auf neue Erkenntnisse, wiederkehrende Erinnerungen oder plausible Erklärungsansätze. Besser lässt sich eine hohe Identifikation mit der Hauptfigur kaum erzeugen.

Im Laufe der Zeit blitzen dann in immer kürzeren Abständen Erinnerungen in Preema auf, die Schlaglichter auf bestimmte Momente ihrer Vergangenheit werfen.

Auf diese Weise lernen wir Schritt für Schritt sie und ihr früheres Leben kennen. Wie sich dabei zeigt, war es ein Leben voller Freundschaft, Tragik, Mut, Verzweiflung und nicht zuletzt: Liebe!

Was nun aber den eingangs erwähnten Weltuntergang oder die Beschaffenheit der „Lichtung“ angeht, darüber spannt uns die Autorin weiter auf die Folter. So müssen wir also noch länger mitleiden und bangen, rätseln und hoffen. Aber es lohnt sich. Mehr noch: es macht sogar Spaß!

Fazit: *Was Preema nicht weiß* ist ein hervorragend aufgebaute und einfühlsam erzählter Roman, der vom Umgang mit Schicksalsschlägen und von einer berührenden Liebesgeschichte erzählt, mit spannender Handlung und äußerst lebendigen Charakteren überzeugt und der hiermit dringend empfohlen sei.

REZENSIIERT DURCH RALF ZACHARIAS

GÜNTHER KIENLE, JÖRG FUCHS ALAMEDA (HRSG.)  
**WAYPOINT FIFTYNINE**

Leserattenverlag, 504 Seiten, 20,00 €

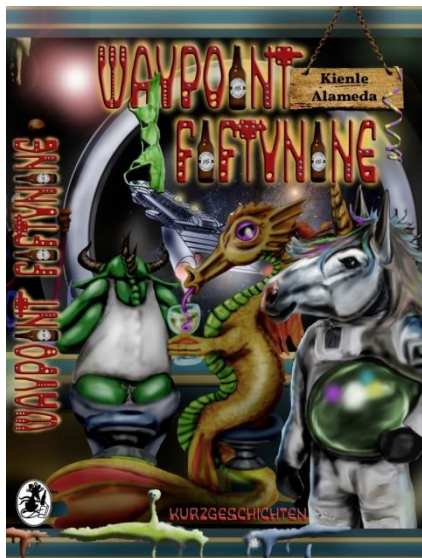
ISBN: 978-3945230497

Auch als E-Book erhältlich

Herzlich Willkommen in der verrücktesten Weltraumkneipe der Galaxie. Im Waypoint Fifty-Nine erwarten dich Abenteuer der Extraklasse, Drinks, die dir den Schleim aus den Ohren schießen und Geschichten, die nur erfunden sein können. Setz dich an die Bar, ordere dein Getränk und lausche den vielseitigen, witzigen und irren Anekdoten. Angriff auf die Lachmuskeln garantiert!

Als Ausgangspunkt haben wir die Weltraumkneipe Waypoint FiftyNine, die nicht nur den besten Schnaps hat, sondern auch jede Menge Berichte der Durchreisenden bereithält. Und genau darum geht es in den witzigen, aber auch sehr skurrilen

Geschichten dieser Anthologie. Mir wurden vielseitige Abenteuer, wilde Kämpfe, Verfolgungsjagden, Witz und Komik geliefert. Ich hatte definitiv viel zu lachen!



© Leserattenverlag

Günther Kienle und Jörg Fuchs Alameda haben eine Rahmenhandlung erschaffen, die sich um die Kurzgeschichten herum aufbaut. Sie begegnen den Charakteren, spinnen die Ideen weiter und haben doch etwas ganz Eigenständiges geschrieben. Diese Übergänge haben dazu geführt, dass ich nie das Gefühl hatte aus der Handlung gerissen zu werden. Eine richtig tolle Idee, die eine Wahnsinns-Spannung aufgebaut und echt Spaß gemacht hat.

Fazit: Eine irre und witzige Idee mit einer grandiosen Umsetzung - diese Anthologie bietet ein Abenteuer nach dem nächsten. Durch die Rahmenhandlung von Jörg Fuchs Alameda und Günther Kienle liest sich das Ganze wie eine Geschichte mit vielen Anekdoten. Hach, was für ein Erlebnis, was für eine Komik. Ganz großes Kino. Ich bin echt begeistert!

REZENSIERT DURCH CHRISTIN MAI

### FRANZISKA SZMANIA EVA: HERRSCHAFT

BoD, 502 Seiten, 14,99 €

ISBN: 978-3751954983

Auch als E-Book erhältlich

Die Geschichte ist eine Mischung aus Science-Fiction und Dystopie, was sehr gut zusammenpasst. Einerseits ist die Handlung in einem Lebensstandard wie vor über 200 Jahren gehalten – Männer zählen alles, Frauen sind nur Beiwerk und dafür da Kinder zu kriegen.

Eva ist anfangs einfach ein Mädchen, das in dieser Welt lebt. Man merkt allerdings schnell, dass sie doch ihren eigenen Kopf hat, vieles hinterfragt und eine gesunde Neugier hat. Womit sie doch des Öfteren gegen so manche Regel verstößt und aneckt. Der Schreibstil ist sehr flüssig, sehr mitreißend und teils sehr bildlich. Bei so manchem Abschnitt musste ich doch das ein oder andere Mal schlucken.

Die Handlung hat viele Wendungen und lässt einen nicht los. Man erfährt diese Geschichte von Anfang an aus Sicht der Frau und zwar aus Eva's – es wurde komplett in Ich – Form gehalten, was der Handlung einen wirklich sehr guten Charakter verleiht und darstellt wie es dort zugeht.

Die Kapitel sind auch immer wieder mit kleinen passenden Gedichten gespickt.

Fazit: Dieses Debüt hat es in sich. Es wirft einen eiskalt in eine Welt in der Frauen als Sünde angesehen und mit übelsten Mitteln daran erinnert werden. Aber mehr möchte ich euch hier nicht verraten - kann euch nur sagen - lest diese faszinierende Geschichte über EVA und ihr Leben in Selvia.

REZENSIERT DURCH MELANIE WERNER

### MELANIE NEUBERT GAME ON, NAVALEE

BoD, 328 Seiten, 12,99 €

ISBN: 978-3751973007

Auch als E-Book erhältlich

Die Idee hinter der Geschichte fand ich sehr interessant. Was macht ein Nichtspielercharakter bzw. Sidekick, wenn der Spielercharakter offline geht?

Melanie Neubert hat einen wundervoll mitreisenden und lockeren Schreibstil, der einen regelrecht in dieses Abenteuer reinzieht.

Die Charaktere sind großartig dargestellt, erst recht Novalee. Sie vereint wunderbar die Eigenschaften ihrer Vorfahren. Die Gestalt eines Zwerges, mit allen Unannehmlichkeiten, wie kurze Beine, sehr starker Bart- und Haarwuchs. Wie auch den sehr guten Appetit des Kleinen Volkes, sei es auf gutes Essen oder auf diverse alkoholische Getränke. Von den Elfen hat sie die typischen Ohren, die sie auf Grund der Handlung, immer versucht zu verstecken. Natürlich besitzt sie auch ein gewisses Magisches Talent, das auch ihr Spieler-charakter irgendwann zu nutzen weiß.

Natürlich gibt es auch noch zusätzliche Sidekicks, sonst wäre es schließlich keine Heldengruppe. Diese werden, allerdings teils eher nebensächlich behandelt. Sie haben ihre Daseinsberechtigung, das

Hauptaugenmerk steht allerdings auf Novalee und dem Spieler-charakter und Krieger Leonhard.

Die Kapitel haben kurze Anmerkungen unter dem Titel, die den nächsten Abschnitt ein wenig zusammenfassen, in Novalees sarkastischer Art.

Auch gibt es immer wieder Reaktionen oder Aussagen von Novalee in Klammern, zu so mancher Aktion ihres Spieler-charakters, die dieser eigentlich nicht hören sollte.

Fazit: Die Geschichte ist toll ausgearbeitet und setzt das Hauptaugenmerk nicht auf den Spielercharakter, sondern auf den Sidekick. Was dieser macht, wenn man als Spieler ausloggt – Kopfurlaub, wie es Novalee bezeichnet. Definitiv eine Fantasy-Gaming-Geschichte die für jeden Leser dieser Genre sehr interessant und auch lesenswert ist.

REZENSIERT DURCH MELANIE WERNER

CHRISTOPH GRIMM (HRSG.)  
FAST MENSCHLICH



© Eridanus Verlag

Eridanus Verlag, 394 Seiten, 14,90 €

ISBN: 978-3946348238

Auch als E-Book erhältlich

Die Kurzgeschichtesammlung *Fast menschlich* besteht aus 25 Geschichten, die sich mit dem Thema KI befassen. Sie müssen sich mit den Großen dieses Genre messen, mit Blade Runner, dem Zweihundertjährigen oder auch mit Data, dem wohl bekanntesten Androiden.

Viele der Geschichten schaffen diesen Vergleich durchaus, drei Geschichten haben mir besonders gut

gefallen, eine Geschichte mochte ich nicht. Das liegt sicher nicht daran, dass sie schlecht ist, sonst hätte sie es wahrscheinlich nicht in diese Auswahl geschafft, es liegt daran, dass mich das Thema verstört hat.

Ich habe nie ganz verstanden, warum die Menschheit darum bemüht ist, die KI so aussehen zu lassen wie einen Menschen. Sich aber dann dagegen wehren, dass sie wie ein Mensch behandelt werden möchten. Dass sie leugnen, dass ein Androide in der Lage ist, durch das Verständnis komplexer Zusammenhänge auch Gefühle entwickeln oder verstehen kann. Die KI sind täglich Diskriminierung, Hass und Vorurteilen ausgesetzt, die in einer Geschichte erwähnten Gleichstellungsgesetze sind eine Farce. Dabei ist in vielen der 25 Erzählungen der Risikofaktor stets der Mensch.

Wenn man viel Science-Fiction liest und gerade KI Geschichten bevorzugt, bekommt man das Gefühl, dass wir uns lediglich eine Art neuer Sklaven erschaffen möchten. Wesen, die ohne Widerspruch gehorchen, die uns die niederen Arbeiten abnehmen, niemals widersprechen und die man behandeln kann, wie den letzten Dreck. Doch wenn wir sie ansehen, sehen wir uns selbst, wir blicken in den Spiegel und erkennen unsere wahren Ängste.

KI sollen das perfekte Ebenbild des Menschen sein, doch der Mensch ist nicht perfekt, wie soll er also etwas Perfektes schaffen können?

In diesen Erzählungen beziehen sich einige Autorinnen und Autoren auf die drei Gesetze der Robotik von Isaac Asimov (die mittlerweile um das nullte Gesetz erweitert wurden), einige verzichten bewusst darauf, was den Geschichten ein breiteres Spektrum bietet.

Ein Zitat von Seite 266: „Ihr habt mich nach eurem Abbild erschaffen und nichts wollte ich mehr, als ein Mensch sein. Gibt es etwas Menschlicheres, als das Streben nach Macht? Wohl kaum.“

Eine Geschichte, in der die drei Gesetze der Robotik keine Rolle spielen und eine KI, auf Grund ihrer Fähigkeiten, nach der Macht greift.

Eine meine Lieblingsgeschichten ist „Abendlicht“. Sie beschreibt die Einsamkeit des Alters, den Wert einer Freundschaft, sie ist leise, ruhig und ergreifend, obwohl es mit eine der kürzesten Geschichten ist. Erstaunlich, wie ein Autor es schafft, mit dem Medium Sprache so umzugehen, dass er auf gerade einmal zwölf Seiten in dem Leser so viele Emotionen wecken kann.

Eine Erzählung, die mir regelrecht Schauer über den Rücken gejagt hat, ist „Großartig“. Wer an geheime Militärprojekte, verbotene Versuche an Menschen usw. glaubt, wird sich hier bestätigt finden.

Eine dritte Geschichte, die ich erwähnen möchte, ist „Ich bin doch nur eine Maschine“. Sie zeigt auf, wie kaltherzig ein Mensch sein kann, so dass er nicht mehr von einer KI zu unterscheiden ist. Im Gegen-

teil, während die KI darauf programmiert ist, Menschen zu lieben, zu achten und zu beschützen, agiert hier der Mensch kalt und emotionslos, er gibt lediglich seinen negativen Gefühlen Raum wie Eifersucht, Hass, Machtgier.

Sprachlich sind alle Geschichten wirklich perfekt und sie ziehen den Leser in ihren Bann, er ergreift Partei, leidet mit. Das ist gelungene Schreibkunst.

Als Einleitung zu jeder Geschichte gibt es eine passende Illustration und am Ende jeweils eine kurze Information über die Autor\*innen. Das unterscheidet das Buch schon deutlich von irgendwelchen 08/15 Publikationen. Und das Cover ist eine wahre Augenweide. Detlef Klewer von ist schon lange ein Begriff und seine Cover sind immer wieder außergewöhnlich.

Ich habe das Genre Kurzgeschichten erst vor zwei Jahren widerentdeckt, dies ist nun die dritte Sammlung, die mich wirklich begeistert hat. Keine Geschichte gleicht der nächsten, alle sind einzigartig und faszinierend.

Neben Roy und Pris, Caliban oder R. Daneel Olivaw gehören nun auch Matthew und Harriet zu meinen Lieblings KI. Ich gehöre wohl auch zu diesen „robhumanistischen Spinnern“, wie der Herausgeber, Christoph Grimm, es ausdrückt.

REZENSIERT DURCH **PETRA BERGER**

---

**PETER SCHEERER  
GRAUSCHWINGE**

Independently published, E-Book

Panurbia ist eine Stadt, in der verschiedene Spezies scheinbar friedlich miteinander leben. Scheinbar, denn auch hier brodeln Ungerechtigkeit, Neid und Hass unter der Oberfläche.

Nur die Grauschwingen, die im fernen Gebirge weitab der Stadt leben, werden von allen Völkern gemieden. Sie gelten als Unglücksboten, als verfluchte abscheuliche Kreaturen. Das Buch der Wahrheit kündigt: „sollten die Grauschwingen je nach Panurbia kommen, steht der Untergang der Welt bevor!“

Als der junge Investigator Gordon Dunnhil eine tote Grauschwinge am Fuße des Stundenturms von Panurbia findet, wird er von seinen Vorgesetzten angewiesen, den Vorfall zu vertuschen. Doch Gordon ist fasziniert von diesem Geschöpf und lässt es heimlich obduzieren. Dabei stellt sich heraus, dass das Wesen vergiftet wurde. Gordon vermutet den Klerus hinter dem Anschlag, denn das Buch der Wahrheit prophezeit ebenfalls, dass Panurbia 4000 Jahre nach seiner Gründung untergehen und es dafür vorab drei Vorzeichen geben wird. Eines davon ist die Ankunft der Grauschwingen in der Stadt.

Meine Worte sind unzulänglich um die Tiefe und Faszination dieser beeindruckenden Geschichte wiederzugeben. Ich weiß, man soll Bücher nicht vergleichen. Sie sind einzigartig und erzählen Geschichten aus vielen Perspektiven. Als ich Grauschwinge gelesen habe musste ich allerdings oft an die Serie „Carnival Row“ denken, die mich genauso begeistert hat wie dieses Buch.

Gordon Dunnhil entstammt einer wohlhabenden Familie, die ihren Status als eine der führenden Familien der Stadt und ihren Sitz im Rat vor Jahren verloren hat. Er ist jung, ein Querdenker, der sich nicht einfach den gegebenen Befehlen beugt. Für ihn sind die Grauschwingen Lebewesen, die Gerechtigkeit verdient haben. Bei seinen Ermittlungen stößt der junge Ermittler auf den Adligen Nadé, den ein besonderes Verhältnis mit der Grauschwinge verbindet.

Panurbia ist eine faszinierende Metropole, die von verschiedenen Geschöpfen bevölkert wird. Echsenwesen, Affenmenschen, Drachmenschen, geflügeltes Volk und viele mehr. Über allem stehen der Hohe Rat und der Klerus, die um die Gunst der Bevölkerung buhlen.

Die vier ist eine heilige Zahl in dieser Welt und so ist es nur logisch, dass der prophezeite Untergang mit dieser Zahl verknüpft ist. Der Klerus schürt die Angst der Menschen, es herrscht eine explosive Stimmung in der Stadt und es reicht ein Funke, um diese zu entzünden.

Die ursprüngliche Idee der Gründerväter, dass alle Geschöpfe friedlich miteinander leben, ist nach 4000 Jahren in Vergessenheit geraten. Der hohe Rat und die Adligen klammern sich an die Macht. Der Klerus besteht aus greisen Hohepriestern, je einer aus einem Volk Panurbias, die an alten Strukturen kleben, sich Prunk und Pomp hingeben und sich für unfehlbar halten.

Ein Zitat von Seite 139, das die ursprüngliche Idee der Gründerväter beschreibt: „Edler hin, Edler her - zuallererst sind wir alle Menschen. Ob Hörner, Flügel, Affenassen oder Löwenmähen, nicht zu vergessen die Drachenschwänze, und natürlich die rosigen Larven von uns richtigen Menschen - es gibt keinen Unterschied. Das ist die Idee, die Panurbia möglich gemacht hat und sie ist noch lange nicht zur Gänze verwirklicht.“

Die teilweise altertümliche Redeweise (wie Armierung) verleiht dieser Geschichte einen besonderen Charme, es erinnert ein bisschen an das viktorianische Zeitalter. Auf der einen Seite eine Aufbruchsstimmung und die Erwartung auf etwas Neues, auf der anderen Seite das Kleben an Althergebrachtem und die Angst vor dem Verlust der eigenen Macht. Die Menschen werden ausgenutzt, manipuliert, die Armen bleiben arm, Bildung bleibt den Reichen vorbehalten.

Aber auch Wesen, die stets nur dienen, machen sich Gedanken über das Leben in der Stadt. Als Gordon die beiden Wachen, die ihn begleiten, fragt, wie sie sich das neue Panurbia vorstellen erhält er folgende Antwort: „Es ist nicht richtig, dass einige Wenige über die anderen bestimmen dürfen“, fuhr Valcan fort. „Wenn es nach mir geht, sollte es nur ein einziges Gesetz geben: Jeder sollte so leben, wie es seiner Natur entspricht. So lange er niemandem damit schadet.“ Ein wunderbarer Gedanke eines einfachen Wesens, der als Grundpfeiler jeder Nation dienen sollte.

Peter Scheerer hat es geschafft auf 316 Seiten eine faszinierende Welt entstehen zu lassen und einen verzwickten Kriminalfall zu lösen. Und uns einen Spiegel vorzuhalten: Sozialkritik, das Streben nach Macht, eine weltfremde Kirche, die ihren eigentlichen Aufgaben nicht nachkommt. Krieg und Krankheiten, die sich vermeiden ließen. Politische Ränkespiele und Hass auf alles, was fremd oder anders ist. Unterdrückung von neuen Ideen, ein stetiges Gegeneinander statt Miteinander. Das alles finden wir auch im 21. Jahrhundert in unserer Welt. Von dem Gedanken an Gleichheit und Freiheit für alle sind wir weit entfernt.



Das Cover zeigt uns Panurbia aus Sicht eines geflügelten Wesens und lässt den Leser ahnen, dass er mit dem Öffnen des Buches eine unvergleichliche Stadt betreten wird. Das Cover, das bei Amazon zu finden ist, finde ich nicht so schön und passend. Sprachlich bewegt sich Peter Scheerer auf höchstem Niveau und weiß mit jedem Satz zu überzeugen. Ein Lesegenuss erster Güte und eine hundertprozentige Empfehlung von mir.

REZENSIERT DURCH **PETRA BERGER**

**JÖRG BENNE**  
**KÖNIGSFUEHRER**



© Machandel Verlag

Machandel Verlag, 318 Seiten, 12,90 €

ISBN: 978-3959591539

Auch als E-Book erhältlich

König Tjemen ist es gewohnt, dass seine Armeen siegreich von Stadt zu Stadt ziehen und diese erobern. Niemand kann sich seinen Truppen entgegenstellen. Die Eroberungen enden erst vor den Toren der Stadt Helgarads, dessen Mauern nicht zu durchbrechen sind. Die Belagerung dauert schon zu lange. Die Moral der Truppen liegt am Boden, Nachschub bleibt aus und die Lebensmittel werden knapp. Als zwei Kutschen mit dem königlichen Wappen eintreffen, hofft jeder auf Nachschub oder wenigstens ein paar Fässer Bier um die Moral zu heben. Doch die Ankommenden bringen lediglich eine neue Waffe, von der der König überzeugt ist, dass sie die Belagerung beenden wird. Sie wird *Königsfeuer* genannt und ihr Einsatz führt zu verheerenden Folgen beim Feind und den eigenen Truppen.

Jörg Benne hat es wieder geschafft, mich mit seinem neuen Roman für sich einzunehmen. Es gibt kein schwarz oder weiß, kein gut oder böse. Die Charaktere handeln nach bestem Wissen und Gewissen und aus einer festen Überzeugung heraus. Ihre Motive reichen von Hass, Zorn, Rache über Treue und Ehre bis hin zu Liebe. Krieg ist grausam und der Autor schildert dies ungeschönt in drastischen Worten. Menschen sterben, Menschen verüben grausame Taten, die sie im normalen Leben sicher nicht begehen würden. Einige treffen Entscheidungen, von denen sie wissen, dass sie eventuell den eigenen Tod bedeuten. Dies geschieht sehr glaubhaft und überzeugend, man stellt sich als Leser sehr oft die Frage,



wie man selber handeln würde. Hier gibt es keinen strahlenden Helden auf einem weißen Pferd, der die Welt rettet. Und das ist eben das Schöne an den Romanen von Jörg Benne, sie erscheinen realistisch.

Ferron ist der lange verschollene Sohn und Erbe des Handelshauses Menori. Er hat sich ein neues Leben aufgebaut und arbeitet für eine Diebesgilde. Er möchte sich von dieser Gilde lösen und heiraten. In dieser Phase erreicht ihn eine Botschaft seiner Halbschwester. Sie kündigt ihre bevorstehende Hochzeit mit Prinz Tilmon an und möchte, dass ihr lang verschollener Bruder dabei anwesend ist. Schon bald bereut Ferron seine Entscheidung, wieder in seine Heimat zurückgekehrt zu sein, denn es wimmelt am Hof des Königs nur so von Intriganten und Speichelleckern. Bald hat der junge Mann nur noch ein Ziel: Seine Schwester zu beschützen.

Larmik ist Oberst in der Armee des Königs. Über die Jahre hat er sich in der Armee hochgedient und sich seinen Rang mehr als verdient. Er war schon bei vielen Schlachten und Belagerungen dabei. Er weiß, dass die Kommandanten oft schwere Entscheidungen treffen müssen. Doch dieses Mal kann und will er mit er Entscheidung seiner Vorgesetzten nicht leben.

Sanrin ist eine junge Frau, die unter den grausamen Krieg stark gelitten hat. Sie und ihre kleine Schwester überlebten als einzige das Massaker an den Dorfbewohnern und sie musste zusehen, wie ihre Mutter vergewaltigt und ermordet wurde. Seitdem hat sie nur ein Ziel: Rache an allen Meshaciern, die sie für das Unglück ihrer Familie verantwortlich macht.

Kelbren ist Hauptmann der Palastgarde und der Königsfamilie treu ergeben. Ihn plagt die Sorge, dass er für die bevorstehende Hochzeit zu wenig Leute hat, um die Gäste ausreichend zu beschützen. Obwohl er Oberst Lamrik schon lange kennt und schätzt, gibt er nichts auf dessen Bericht von der Front. Er weiß, dass es im Krieg zu Verlusten kommen kann und hält alle Gerüchte über die Ereignisse vor Helgarad für übertrieben. Schon bald muss er erkennen, dass seine Sorgen berechtigt sind und dass er besser zugehört hätte.

Die Geschichte pendelt zwischen diesen vier Menschen hin und her, was wesentlich zu ihrer Spannung beiträgt. Die Wege der vier Personen kreuzen sich öfters, ohne dass sie sich kennen oder voneinander wissen. Nur Oberst Larmik und Hauptmann Kelbren kennen sich aus früheren Zeiten. Mich hat am stärksten die Geschichte Hauptmann Kelbrens berührt. Ein treuer, geradliniger und ehrlicher Mann, der seine Familie liebt und seine Pflichten gegenüber dem König und dessen Familie sehr ernst nimmt. Es zerißt einem fast das Herz zu erleben, wie alles um ihn herum in Trümmer fällt.

Oberst Larmik steht ebenfalls für Ehre und Treue. Doch Ehre hat viele Seiten. Ist es ehrbar, in einem Krieg zu kämpfen, in dem Waffen eingesetzt werden, die gnadenlos auch Zivilisten niedermetzelt, kleine

Kinder, alte Menschen? Wie weit darf man gehen um einen Sieg zu erringen? Stellt man die Ehre über das Gewissen oder das Gewissen über die Ehre? Oder ist beides untrennbar verbunden? Larmik kehrt von der Belagerung zurück an den Königshof um über die Ereignisse zu berichten und ein Umdenken zu bewirken. Ist er nun ein Verräter, ein Feigling oder einfach nur naiv wenn er hofft, den König zum Umdenken zu bewegen.

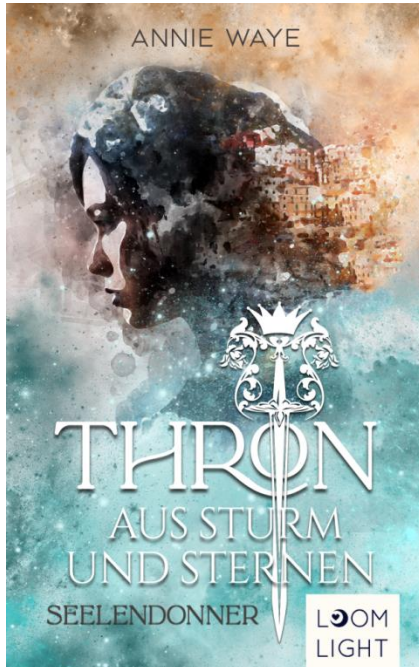
Sanrin ist es egal, wenn Soldaten bei der Belagerung sterben. Sie selbst hat schon vielen Menschen den Tod gebracht. Dies im Namen des Totengottes Dugal, in dessen Tempel sie lebt und ausgebildet wurde. Sie hat nur ein Ziel in ihrem Leben und weder ihre Schwester noch ihre kleine Nichte können sie davon abhalten. Im Gegensatz zu Menaja findet Sanrin keinen Frieden. Sie ist eine einsame, unruhige und gequälte Seele.

Jörg Benne schildert diese vier Menschen sehr intensiv, man sieht sie förmlich lebendig vor sich. Wie sie Leben, wie sie leiden, wie sie Entscheidungen treffen müssen und mit sich ringen. Er macht es keiner der Figuren leicht, jede hat einen schweren Weg zu gehen.

Und genau das macht die Geschichten von Jörg Benne so glaubhaft und lebendig. Jeder von uns könnte in eine Lage kommen, wo er sich entscheiden muss er nur die Wahl zwischen Pest und Cholera hat. An dieser Geschichte ist kein Wort zu viel, der Autor erzählt sie in klaren und ausdrucksstarken Worten, die den Leser in den Bann ziehen und von seinen Figuren überzeugen. Er verzichtet auf Umwege, Schnörkel und überflüssiges Liebesblabla, die viele Romane in die Länge ziehen. Das hat mir schon bei den Helden von Nurareth so gut gefallen. Obwohl alles seine Romane in der gleichen Welt spielen, sind sie grundverschieden. Dieses Mal finden die Ereignisse weit im Südosten des Landes statt. Eine Gesamtkarte der Welt liegt dieser Ausgabe aber leider nicht bei. Nuareth ist eine sehr detailliert ausgearbeitete Welt mit eigener Politik, Geschichte, Religion und diversen Spezies. Ein gelungener Weltenaufbau in der sich der Autor sehr souverän bewegt und uns immer wieder einlädt dort zu verweilen. Nach die Stunde der Helden und Dämonengrab ist Königsfeuer ein weiterer, abgeschlossener Band. Das Cover ist ein echter Hingucker und passt hervorragend zu der Geschichte

REZENSIERT DURCH **PETRA BERGER**

ANNIE WAYE  
**THRON AUS STURM UND STERNEN (1):**  
**SEELENDONNER**



© Thienemann-Esslinger Verlag

Loomlight Books, E-Book, 390 Seiten,  
 ISBN: 978-3-522-65465-4

Die breite Leserschaft ist undankbar. Einerseits wird vielfach darüber geklagt, man bekäme auf dem High-Fantasy-Segment nur noch die Variation der Kopie serviert; andererseits werden experimentierfreudige Werke dann doch links liegen gelassen oder mit dem Stempel „Special Interest“ versehen. Eine bemerkenswerte Gratwanderung gelang Annie Waye mit ihrem Debütroman „Seelendonner“, der den Auftakt zur Dilogie „Thron aus Sturm und Sternen“ bildet. Abseits der bekannten Pfade, die Autoren mit Doppel-R-Initialen bewanderten (und die von Heerscharen Autor\*innen im Anschluss ausgetreten wurden und immer noch werden), geht Annie Waye mit diesem Werk einen ganz eigenen Weg.

Die Geschichte mutet dabei grundsätzlich nach klassischer Kost an: Im vereinten Königreich Tara'Unn droht der wackelige Burgfriede zu einem Krieg auszubrechen. Abseits der beiden Großmächte von Taar und Unnen lebt der von der Welt fast vergessene Stamm der Crae, zu dem auch die Protagonistin Kauna gehört. So wie die Crae zwischen die Fronten geraten, so befindet sich auch Kauna im Zwiespalt zwischen dem Königssohn Malik, der ihr Leben rettete, und den Entscheidungen ihrer anderen Hälfte Gil ...

So bekannt die Ausgangssituation und das Motiv der Heldenreise sind, so überraschend und kreativ präsentiert sich die Geschichte von der ersten Seite an.

Die Welt, in die Annie Waye uns entführt, trägt zwar Züge des Osmanischen Reichs des 19. Jahrhunderts und webt bei den Crae mit ihren Seelentieren indianische Mythen ein, doch an vielen Stellen blitzen die Einzigartigkeiten einer faszinierenden Welt auf. Der Autorin gelang es zudem, ihre Geschichte so zu gestalten, dass der Leser jedes Mal, wenn er ahnt, was nun passieren wird, überrascht wird.

Auf der handwerklichen Seite gibt es keinerlei Beanstandungen. Sprachlich präsentiert sich der Roman so gefällig wie gereift und lässt zu keinem Zeitpunkt die Vermutung aufkommen, es würde sich um ein Debüt handeln. Der Spannungsbogen sitzt: „Seelendonner“ startet mit einem Knall, nimmt sich anschließend Zeit Charaktere und Setting einzuführen, konstant die Spannung zu steigern und schließt – bei einer Dilogie nicht anders zu erwarten – an einer schicksalhaften Wendung ab. Dass sich bei dieser Stelle nicht ein üblicher, effekthaschender Cliffhanger eingeschlichen hat, unterstreicht dabei noch einmal subtil, wie bemerkenswert der ganze Roman ist. Im Sinne vorbeugenden Schubladendenkens bei jungen Autorinnen: Wer Romantasy erwartet oder vermutet, wird enttäuscht. Zwar spielen Liebe und Romantik eine Rolle in der Geschichte, aber der Roman wird nicht davon dominiert.

Fazit: Mit überschwänglichem Lob bin ich eher sparsam, doch mit ihrem Dilogie-Auftakt gelang der Autorin ein innovatives Werk, welches sich vor den Besten des Fantasy-Genres nicht zu verstecken braucht. Somit hat sich „Seelendonner“ nichts Geringeres als die Höchstwertung verdient. Es bleibt nur zu hoffen, dass der im März 2021 erscheinende zweite Teil der Dilogie dieses hohe Niveau halten kann und die Geschichte so imposant fortführt und abschließt, wie sie begann. Klare Leseempfehlung

REZENSIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

## Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt

Arndt Ellmer  
**In den Fängen der  
GROSSEN ALTEN**



340 Seiten Taschenbuch  
ISBN 978-3-96629-010-4  
Preis 14,90 Euro

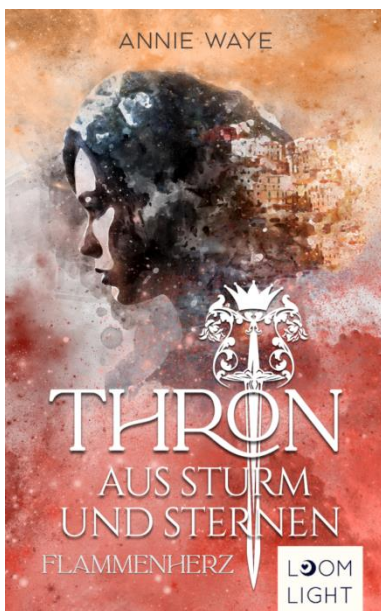
1926 A.D.: Grässliche Ungeheuer suchen England heim. Zwei Jahre vor Randolph Carters endgültigem Verschwinden erhält Jeremy Stafford eine Botschaft seines Freundes und macht sich auf die Suche. Die GROSSEN ALTEN haben Carter verschleppt, und ihre Dienerkreaturen hinterlassen überall Spuren. Löcher im Boden, zerschmetterte Fischerboote und zurückkehrende Tote, die einen merkwürdigen Gestank verströmen. Stafford folgt der Spur Carters in ein Abenteuer, das die Grenzen des menschlichen Verstandes überschreitet und zur Bedrohung für die ganze Menschheit wird.

66 Jahre später ist es der Journalist Mc Moughin, der in die fantastische Welt eintaucht, in der Cthulhu regiert und in der das Grauen Alltag ist. McMoughin begegnet Cthuga, dem Feurigen, dem Jüngsten der GROSSEN ALTEN, die einst von den ÄLTEREN GÖTTERN in die Tiefen der Erdkruste verbannt wurden und dort für alle Zeiten gefangen sein sollen ...

Was vor 132 Jahren begann, findet im Jahr 2058 seinen Abschluss. Die GROSSEN ALTEN schicken sich an, ihr Millionen Jahre altes Erbe über die Erde und alle ihre Kreaturen anzutreten. Ihr Diener Randolph Carter führt ihre Pläne aus. Hinter ihm steht eine Armee aus Protoplasmawesen, den Shoggoten.

Ein Horrormoman von Perry-Rhodan-Autor Arndt Ellmer. Dieser Roman ist ein Nachdruck der sogenannten "Die GROSSEN ALTEN"-Trilogie welcher ursprünglich in der Reihe "Dämonenland" erschienen ist.

Annie Waye  
**Thron aus Sturm  
und Sternen**  
Band 2: Flammenherz



**Willkommen in einem Königreich voller Seelentiere,  
Magie und Abenteuer!**

Für Kauna und ihren besten Freund Deema steht alles auf dem Spiel: Sie müssen ihren Stamm aus den Fängen des Feindes befreien, bevor ein erbitterter Krieg ausbricht. Gemeinsam mit dem Gefolge um Kronprinz Malik und dem abtrünnigen Haiduken Kenan begeben sie sich auf eine gefährliche Reise. Ihr Ziel: das Königshaus in Alanya, in dem ihre Familie gefangen gehalten wird. Und in dem Gil, Kaunas andere Hälfte, die sich gegen sie verschworen hat, sie bereits erwartet. Doch das ist nicht das einzige Problem: Deemas Seelentier regt sich – und das Feuer eines Drachen kann Gabe oder Fluch sein ...

504 Seiten, E-Book, Band 2 einer Dilogie  
ISBN: 978-3-522-65466-1  
VÖ: 26.03.2021  
Preis 3,99 €

**Thomas Lohwasser  
Vanessa Kaiser  
Thomas Karg  
REMEDIUM  
Die Erben Abaddons 2**



156 Seiten Taschenbuch  
ISBN 978-3-96629-001-2  
Preis 8,90 Euro

2306.

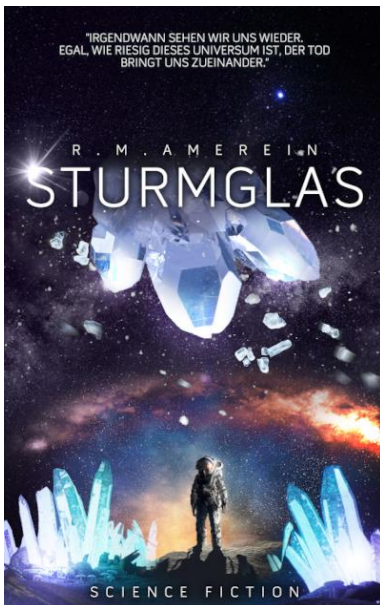
Neu-Babel, die legendäre Stadt des Reichtums: Alte Hochtechnologie und skrupelloser Handel bescheren den Stadtbewohnern, die sich in luftiger Höhe gegen den Rest der Menschen abschotten, Unabhängigkeit und Reichtum.

Aber selbst hier ist nicht alles Gold, was glänzt. Und nicht jeder, der es sich wünscht, darf am großen Wohlstand teilhaben.

So ergeht es auch Nele. In der Hoffnung auf ein besseres Leben zieht sie mit ihrem Gefährten Gazael nach Neu-Babel, wo sich der Traum vom Glück in einen Albtraum verwandelt. Als sie auch noch an »Verfall« erkrankt, scheint ihr Schicksal besiegelt. Doch sie nimmt den Kampf auf und begibt sich auf die schier aussichtslose Suche nach einem Heilmittel. Für den ultrareichen Lukures ist das Leben ein einziger Rausch aus Drogen, Dirnen und anderen Belustigungen. Er genießt sein Leben in vollen Zügen – bis die Reize plötzlich fad schmecken und die Welt an Farbe verliert. Mit allen Mitteln versucht er, der wachsenden Leere zu entkommen, aber erst ein dunkler Kult bringt ihn seinem Heilmittel schließlich einen Schritt näher.

»Remedium« ist der packende zweite Teil der Reihe »Die Erben Abaddons«, in der sich Postapokalypse, Science-Fiction und Adventure zu einer neuen, faszinierenden Wirklichkeit vereinen.

**R. M. Amerein  
Sturmglas**



Alpha Centauri – Inbegriff der Hoffnung. Hier soll ein neues Leben für die Passagiere der Freedom beginnen. Doch als Mattie aus ihrem Kälteschlaf erwacht, muss sie mitansehen, wie die Weltraumarche vor ihren Augen explodiert, während ihre und tausend andere Kapseln auf einen nahegelegenen Planeten regnen. Mit viel Glück überlebt Mattie den Absturz und findet sich in einer Welt voll funkelnder Kristalle wieder. Die Schönheit ihrer neuen Heimat wird jedoch durch das Auftauchen einer Kreatur getrübt, welche Mattie und ihren Begleitern nachstellt und offenbar Gefallen an Menschenfleisch gefunden hat ...

202 Seiten  
ISBN: 978-3-753-46397-1  
VÖ: 28.05.2021  
Preis 7,99 €  
Auch als E-Book erhältlich

## Mitwirkende dieser Ausgabe

**Jörg Fuchs Alameda** lebt mit seiner Frau, seinen Kindern, Katern, Einhörnern, Phönixen, Amazonen, Drachen, Arinorossen, Sensenmännern, Major Tom und Ziggy Stardust in einem kleinen Dorf im Hessischen Spessart. Nur gut, dass er mit seinem Kumpel Günther Kienle die Weltraumkneipe Waypoint FiftyNine eröffnet hat. Denn irgendwo muss man ja mal in Ruhe schreiben können. Besucht ihn gerne hier: [www.joergfuchsalameda.de/](http://www.joergfuchsalameda.de/)

**Manuel Otto Bendrin** wurde 1984 in Baden-Württemberg geboren. Aktuell lebt und arbeitet der gelernte Einzelhandelskaufmann mitsamt Ehefrau und Katzen in Aachen. Geschichten, ob geschrieben oder selbst erdacht, begleiten ihn sein ganzes Leben. 2017 begann er zu schreiben und hat seither mehrere Kurzgeschichten bei diversen Kleinverlagen veröffentlicht. 2021 gewann seine Kurzgeschichte »Das Blütenfest« den zweiten Platz im Fantasywettbewerb des Noel Verlags. Weitere Geschichten folgen. Neben dem Schreiben hilft er anderen Autoren als Lektor. Derzeit arbeitet Manuel an der Veröffentlichung seiner ersten Romane. Weitere Roman- und Novellenprojekte sind bereits in Arbeit.

**Petra Berger** stammt gebürtig aus dem Rheinland, lebt aber seit 20 Jahren in der Nähe von Karlsruhe. Die Lesesucht hat sie von ihrer Mutter übernommen, wie sie sagt. Ihre Begeisterung für Fantasy begann schon mit den Romanen von Jules Verne, als sie im Alter von 14 Jahren das erste Mal Herr der Ringe gelesen hatte, war sie infiziert. Neben den Klassikern der Fantasy, stellt sie auf ihrem Blog <https://phantastische-fluchten.blogspot.com> gerne Bücher von Selfpublisher:innen und aus Kleinverlagen vor. Petra Berger arbeitet als LKW Disponentin und das Lesen entspannt sie nach einem stressigen Tag.

**Peter Biro**, geboren 1956 in Großwardein (Rumänien), ist Professor für Anästhesiologie und Freizeitliterat. Von 1964 bis 1970 intensive Vorbereitungen zur Emigration nach Australien. Im März 1970 Ausreise aus Rumänien und Transitaufenthalt in Wien, wo umständehalber entschieden wird, nach Deutschland auszuwandern. Schule und Studium in Frankfurt am Main. Facharztausbildung in Frankfurt, danach Familiengründung 1986 und Umzug in die Schweiz. Ab 1987 ist Peter Biro Arzt und Dozent am Universitätsspital und der Universität Zürich. Habilitation in Anästhesiologie 2002. Seit 2017 schreibt Biro kulturhistorische Essays und humoristische Kurzgeschichten für OnlineMagazine auf Deutsch, Englisch, Ungarisch und Rumänisch.

Bereits als kleines Kind liebte **Janina Bittmann** es, sich in fremde Welten zu lesen. Diese Leidenschaft veranlasste die gebürtige Rhein Hessin 2014 schließlich dazu, Buchwissenschaft in Mainz zu studieren und mit dem Master abzuschließen. Mittlerweile arbeitet sie als Volontärin beim Dachverband der Buchbranche. In ihrer Freizeit bloggt sie zudem auf diversen Social-Media-Kanälen als Die Buchlilie vorrangig über anspruchsvolle Fantasy- und Science-Fiction-Romane.

<https://www.facebook.com/Buchlilie>

Für **Anna Eichenbach** gibt es nichts Schöneres, als in phantastische Welten und vergangene Zeiten einzutauchen – und ihre Leser in eben solche zu entführen. In ihrem historischen Romandebüt *Wellensang – Eine Limfford-Saga* lässt sie die Wikingerzeit für eine Weile wieder lebendig werden. <https://weltaustinteundpapier.wordpress.com> / Instagram: @welt\_aus\_tinte\_und\_papier

Das Geschichten-Lesen und -Ausdenken begleitet **Anja Hänel** schon seit ihrer Kindheit, doch als Jugendliche überholte sie das reale Leben in großen Schritten. Geschrieben hat sie deshalb jahrelang Projektberichte, Sachtexte und zwei Fachbücher. Dann wurde ihr bewusst, dass das Leben zwar schön ist, aber nur eine von unzähligen Möglichkeiten im Universum ihrer Fantasie. So entstanden 2017 ihre erste Kurzgeschichte „Hope“, die 2018 in der Anthologie „Fiction X Science“ im PakoVerlag veröffentlicht wurde und 2019 unter dem Pseudonym Anna Mai die Geschichte „Jascha“, die in die Anthologie „Alien Eroticon“ des Eridanus Verlages aufgenommen wurde.

**Jana Hoffhenke** ist seit 2018 Inhaberin des Eridanus Verlags (<http://eridanusverlag.de/>), der 2015 von Jürgen Hoffhenke gegründet wurde und auf das Thema Sciencefiction und Dystopien spezialisiert ist. Seitdem ist sie unter anderem verantwortlich für die kontinuierliche Weiterentwicklung des Verlagsprogramms sowie den Aufbau eines festen Autorenpools. Daneben leitet die gelernte Journalistin seit 2010 den Burgenwelt Verlag (Schwerpunkt historische Belletristik).

Zusammen mit ihrem Freund Willy bloggt **Christin Mai** auf <https://www.hertzklecks.de> über Bücher und Spiele. Am liebsten liest sie Fantasy in all seinen Facetten, aber es dürfen ebenso gerne Dystopien, Jugendbücher, Romances und Mangas sein. Sie steht auf starke Charaktere, die wissen, was sie wollen, und den Bösen in den Hintern treten. Geschichten sollen sie verzaubern, in Atem halten, ver-zweifeln und lieben lassen.

**Stefan Lammers** lebt und arbeitet in Braunschweig. Beruflich beschäftigt er sich mit Software. Er freut sich am Schreiben, Spielen und Tanzen, und verbringt gerne Zeit mit seiner Familie.

**Sarah Lutter**, geboren 1983, ging schon früh auf Verbrecherjagd. Da die Erwachsenenbücher als Kind für sie noch zu lang waren, gab es Kinderausgaben von Sherlock Holmes, Miss Marple und Kommissar Kugelblitz. Auch wenn es nie für einen Job in der Buchbranche gereicht hat, es zwischendurch immer mal wieder Leseflauten gab und sie im realen Leben eher mit Zahlen arbeitet; ihre Liebe zu Kriminalromanen ist geblieben. Doch ihr Lesespektrum hat sich inzwischen merklich erweitert. Zudem hat sie sich den Traum von der eigenen Bibliothek erfüllt und teilt diese regelmäßig mit ihren Lesern: <https://sarah83sbookshelf.blogspot.com/>

**Nele Sickel**, Jahrgang 1990, Exilberlinerin, lebt und schreibt in Braunschweig. Zu ihren literarischen Vorlieben zählen skurrile Figuren, Raumschiffe und prägnante Enden. Ihre Texte erscheinen regelmäßig in Anthologien und Zeitschriften. Mehr über die Autorin unter: [www.perpetuum-narrabile.de](http://www.perpetuum-narrabile.de)

**Vaire J. Variz** schreibt leidenschaftlich gerne Fantasy- und Science-Fiction-Geschichten, u.a. den Kurzroman *A Winter's Tale: Der Fluch von Vyntariz* sowie die Kurzgeschichten „Butha'ak“ und „Vein City“. Ansonsten feilt sie täglich an der von ihr kreierten Fantasywelt Chronian, ein Projekt, das sie seit 2005 begleitet und bei dem noch lange kein Ende in Sicht ist. Vaire J. Variz lebt und arbeitet derzeit in München.

**Annie Waye** ist eine junge Autorin mit einer alten Seele. Sie ist auf der ganzen Welt zu Hause und seit jeher der Magie der Bücher verfallen. Sie schreibt, um den phantastischen Charakteren und fremden Orten Leben einzuhauchen, die sie seit ihrer frühesten Kindheit nicht mehr loslassen. Wenn sie nicht gerade an Romanen arbeitet, veröffentlicht sie Kurzgeschichten und bereist die Welt auf der Suche nach ihrem nächsten Sehnsuchtsort. <https://anniewaye.de> Instagram: @anniewaye.author

**Melanie Werner** ist 1983 geboren und lebt mit ihrer Familie im Rhein – Neckar – Kreis. Seit 2017 bloggt sie über AMJ BookWorld. Dort versucht sie den Lesern Bücher aus dem Bereich Fantasy, Sci-Fi, Kinderliteratur näher zu bringen und sie dafür zu begeistern. [www.amjbookworld.de](http://www.amjbookworld.de)

Die Liebe zu Büchern im Allgemeinen und Phantastik im Besonderen begleitet **Ralf Zacharias** schon sein ganzes Leben. Mit der erstmaligen Lektüre von John Christophers Tripods-Trilogie wurde dann insbesondere die Science-Fiction zu seinem Lieblingsgenre. Diese Begeisterung führte schließlich im Jahr 2015 zu einer eigenen Website namens sf-Lit - Die Seite für Science-Fiction-Literatur, auf der neben zahlreichen Buchbesprechungen und -empfehlungen auch regelmäßig aktuelle Genre-News, geplante Neuerscheinungen, themenbezogene Artikel und statistische Übersichten zu finden sind. Da er dort außerdem einmal pro Jahr den sogenannten sf-Lit Award vergibt, wird ihm der Science-FictionLesestoff garantiert niemals ausgehen. <https://www.sf-lit.de/>

